



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundzwanzigster Jahrgang.

N^o 11.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman

von
Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Fünfhundertes Kapitel.

Es war etwa halb drei Uhr Nachts, als die beiden Boote der „Donna Anna“ das brennende Schiff verließen und in der Richtung nach dem Land zu steuerten. Das Wasser war ruhig, die See wenig bewegt, der Wind blies schwach von Norden her und die Strömung trieb zu Lande.

Es wurde in den Booten kein Wort gesprochen, die Matrosen waren finster und mürrisch, sie hatten ihre Baggage verloren, — ihnen war der ganze Vorgang nicht klar. Die geschlafenen hatten, rühten dem Kapitän, daß er sie nicht früher hatte wecken lassen, und die Anderen ihm gleichfalls, weil er bei dem ersten Feuerruf des Wahnsinnigen nicht sofort selbst nachgeschaut, wodurch die Pumpen wirksamer hätten eingreifen, die Messen noch eine Zeitlang geschützt und ihre Habe gerettet werden können.

Schweigend fuhr man in die feuchte Nacht hinaus.

In jedem Boot hatte man eine Laterne, die angezündet wurde und die ein Mann auf dem Schooß hielt. Im Boot des Kapitäns verfaß der Regier dieses Amt, der sich allmählich erholt hatte, jedoch zu erschöpft zum Rudern sich erwies.

Das Licht erhellte nur grell die düster blenden Schiffer und warf einen wenig weit reichenden Schein auf das wie geschmolzenes Blei dunkel schimmernde Wasser.

Der leuchtende Punkt des brennenden Schiffes wurde immer kleiner, er verschwand, — der Regier rückte mit seiner Laterne zum Kapitän und dieser hielt einen Kompaß in der Hand, aufmerksam da hineinschauend und den Lauf des Bootes darnach regelnd. Das zweite Boot hielt sich, weil es keinen Kompaß besaß, dicht bei dem ersten; so ging es eine schwere, düstere Stunde lautlos fort.

Ein Licht tauchte in der Ferne auf, es schien helle und verkleinerte sich dann wieder, um nach einigen Sekunden von Neuem stärker zu werden.

„Leute, wir haben das Leuchtfeuer von Emden,“ sprach jetzt der Kapitän.

Er begegnete Schweigen, und in unheimlicher Stille, nur von den tastmäßigen Schlägen der Ruder unterbrochen, fuhren die Boote lautlos dahin.

Gelber Schein im Osten

erschien, er wurde jetzt rosa, das Meer nahm eine kupfer-röthliche Färbung an und in dicken Regenwolken erschien die Sonne, eine blutrothe Kugel, das Meer häßlich flammig und feurig färbend.

„Es wird schlecht Wetter!“ ließ sich jetzt der Kapitän vernehmen und verbarg mühsam seine Befriedigung über diese Wahrnehmung — ihm war sehr viel daran gelegen, daß das Wrack der „Anna“, welches bei der Windstille möglicherweise über Wasser bleiben konnte, versinke.

Es trat jedoch kein Wind ein, dämmerig schien die weit emporgetauchte Sonne jetzt auf grau-grüngelb-fahl gefärbte Fluten.

„Land Ahoi!“ rief der Kapitän und hielt darauf zu.

Ein gelblicher Streifen zeigte sich am Horizont. Der Streifen färbte sich grünlich und bald nahm das Auge eine Anzahl rother Hausdächer wahr.

Aus einem Kasten an der Wandung des Bootes zog man eine kleine rothe und eine größere holländische Flagge, die rothe wurde an eine Stange vorn am Boot, die holländische an dem kleinen aufgesteckten Mast befestigt.

Eine kurze Zeit darauf erschien am Lande eine rothe Flagge, von einer Maststange wehend, und ein Boot kam, gleichfalls ein rothes Fähnchen am kleinen Mast, den Booten entgegen. Es saß darin ein Zollbeamter und der Lootse der Insel mit noch drei anderen Schiffern. Jetzt hatte dieß Boot die holländischen bis auf kurze Entfernung erreicht.

„Land?“ rief der Kapitän den Ankommenen fragend zu.

„Preußen, Insel Spiekeroog, Friedland,“ schallte es zurück. „Schiff verloren!“ rief der Kapitän.

„Wo?“ scholl es von den Nahenden und diese blickten sich nach den Rissen zu, welche die Insel in weitem Kreis umgeben, um.

„Brand!“ lautete die lakonische Antwort. „Auf der Höhe von Wangerog — „Donna Anna“ — Kapitän van Heeren — das bin ich!“ meldete aufläutend der Kapitän.

Das Inselboot war bei den Holländern angelangt und die friesischen Schiffer lösten die erschöpfte Mannschaft der verlorenen „Anna“ ab.

Das entgegenfahrende Rettungsboot setzte ein Segel ein und unter beginnendem Regen fuhren die drei Boote der Insel zu.

Eine halbe Stunde später stießen die drei Boote an den Sand und die Holländer wie die Friesen stiegen aus. Mit Spannung erwartete hier die gesamte Bevölkerung der Insel, etwa hundertundzwanzig Menschen, Männer, Frauen und Kinder, der Pfarrer an der Spitze, die Ankommenen.

Man ging schweigend zum Hause des Lootsen, der zugleich Unterstrandvogt war, und berichtete nach dem Harlinger Syl hinüber, einem kleinen Flecken am Festland, getrennt von der Insel durch eine etwa eine Meile breite Wasserstraße, das Watt genannt, was vorgefallen. Die Angekommenen stärkten sich und etwa zwei Stunden später traf der Strandvogt vom Festlande ein.

Es wurde ein Protokoll aufgenommen, wie von dem

Lootsen der Insel die Holländer gefunden, und Kapitän van Heeren gab an, daß sein Dampfer der höchsten Wahrscheinlichkeit nach von einem plötzlich wahnsinnig gewordenen Aushilfsmatrosen angezündet worden sei. Der Mann sei, trotzdem der Steuermann Ben Halim ihn mit übermenschlichen Kräften nahezu eine Viertelstunde festgehalten, über Bord gesprungen, wobei er noch den Regier mit hinunter gerissen habe; letzteren hätte man retten können.

Ben Halim bestätigte dieß Alles.

Um halb drei Uhr, sagte der Kapitän aus, hatten sie das Schiff, nachdem die Pumpen glühend heiß geworden waren, verlassen, um vier Uhr war die Insel schon in Sicht gekommen, um fünf Uhr sie von dem Inselboot empfangen worden.

„Wie hieß der unglückliche Mann, der über Bord sprang?“ frug der Strandvogt.

„Paul Sivers aus Paris.“

Der Vogt notirte dieß.

Er forderte den Kapitän auf, nachdem deutsch und holländisch das Protokoll vorgelesen war, dasselbe zu unterschreiben.

Van Heeren that dieß,



Die „Donna Anna“. Ankunft am Morgen.

und der erste Steuermann des Schiffes, Ben Halim, folgte ihm darin, dann unterzeichneten diese Akte auch drei von den Matrosen, welche schreiben konnten, die übrigen malten drei Kreuze unter Bezeugung ihrer Kameraden am Fuße dieses Schriftstückes.

Dann fuhr die Holländer, nachdem ihre Boote zur Wattseite herangebracht, mit dem Strandvogt den Harlinger Syl, dem Festlande, zu.

Dort angelangt, telegraphierte der Strandvogt nach Bremen, und Kapitän van Heeren den Fall nach Hamburg und Rotterdam, indem fast die ganze Fischerflotte von Spiekeroog sich schleunigst aufmachte, um wo möglich etwas von dem Schiff noch zu finden und zu bergen.

Die Spiekerooger hatten Glück, denn bevor noch die benachbarten Inseln davon Wind bekamen, hatten die erstgenannten das rauchende Wrack, welches die Brandung der Küste zuführte, entdeckt und führten es, nachdem der noch brennende Schiffsrumpf völlig gelöscht war, in's Schlepptau genommen von zwei der großen Segeltjalks (Einmaster), ihrem Strande zu.

Die „Donna Anna“ war bis auf den Wasserspiegel total ausgebrannt, der Güterraum vollständig verkehrt, das Vordertheil geborsten und seines Inhalts ganz entleert, von den Häusern, welche im Hinterdeck gelegen, sah man nur noch Spuren, mit der seltsamen Ausnahme von einem Kasse, das, von altem, nassen Segeltuch, durchnästem Berg, Tauen und Balken bedeckt, sich vollständig unversehrt zeigte.

Der Strandvogt war bei der Nachricht von der Vergung wieder auf die Insel gekommen, in seiner Gegenwart wurde der Inhalt des Kasses geprüft und überraschenderweise als Wasser erfinden.

Darauf ward das Faß versiegelt und in den kleinen Holschuppen der Insel gebracht.

Am nächsten Tage schon kam ein Versicherungsbeamter der Rotterdamer Gesellschaft, wo die Ladung der „Donna Anna“ eingetragen war, aus Hamburg auf die Insel, befragte das Wrack und das Faß, und stattete der Gesellschaft in Rotterdam Bericht darüber ab.

Drei Tage später traf eine Expertenkommission der Versicherungs-Gesellschaft aus Rotterdam ein, um das Wrack und auch den merkwürdigen Fall mit dem Faß zu untersuchen.

Hierbei war auch der Kapitän van Heeren, der Steuermann Ben Halim und die gesammte Mannschaft der „Donna Anna“ zugegen.

Der Wahnsinnige hatte das Schiff in Brand gesteckt, — das schien der Gesellschaft nach Allem, was sie, auch von Kapitän und Mannschaft, erfuhr, glaubwürdig.

„Hat einer von euch,“ fragte der Untersuchungsbeamte der Kommission, „an dem Wahnsinnigen schon vorher Spuren von Verrücktheit wahrgenommen?“

„Ja,“ antwortete der intelligenteste der Matrosen.

„Nun, welche?“

„Er kaute keinen Tabak.“

„Weiter nichts?“ forschte trotz des Ernstes der Situation lachend der Beamte.

„Er trank keinen Brantwein.“

„So!“ lachte der Frager.

„Ja, er spie ihn sogar einmal in's Wasser!“ berichtete mit einer Art Entsetzen ein Anderer.

„Nun, ich meine,“ erläuterte der Beamte, „ob er kindisches, dummes Zeug machte?“

„Ja,“ antwortete ein Matrose, „statt zu schlafen las er in einem Buch und lachte dabei oft.“

„Er hat auch in St. Pauli mit der schwarzen Greta nicht tanzen wollen, — er war überhaupt verrückt,“ gab ein Dritter kund.

„Herr Kapitän!“ wandte sich der Experte an van Heeren, „Ihnen ist nie ein Zeichen von gestörtem Geiste bei jenem Mann aufgefallen?“

„Keines, das mich zur Verwirrung hätte veranlassen können,“ war des Kapitäns Antwort, „Paul Eiders war ein Muster von Solidität, Nüchternheit und Bescheidenheit, allerdings ein Seemann war er nicht.“

„Sie, Steuermann, Sie wachten doch Nachts mit ihm zusammen, was that er?“ richtete der Experte an Ben Halim die Frage.

„Er rauchte etwas auffallend stark, — fast schien es mir, als wären es Opiumcigarren — er war aufmerksam und benahm sich klar wie jeder Andere,“ lautete Ben Halim's bedächtig und bestimmt gegebene Antwort.

„Herr Kapitän, können Sie sich erklären, auf welche Weise Wasser anstatt Wein in jenes Faß kam?“ fuhr der Untersuchungsbeamte fort.

„Das ist mir völlig unerklärlich. Ich übernahm, ich kaufte die Fässer für Rheinwein, ich zahlte pro Faß ein-tausend Thaler preussisch und besitze die Rechnung von jenem Lieferanten in Mainz.“

„Die Fässer sind bei dem Eintritt in das Hamburger Gebiet nicht zollamtlich untersucht worden,“ sprach der Beamte nachdenklich, fast wie zu sich.

„Nein, das geschieht überhaupt beim Eintritt in das Hamburger Gebiet nicht,“ gab van Heeren, der zu glauben schien, die Worte seien als Frage an ihn gerichtet, zur Antwort. „Man meldet dort nur die Gattung und das Gewicht der Waaren an, zeigt auch wohl die Ladscheine, welche man sich hat ausstellen lassen, bezahlt die geringe Abgabe für den Hafen, und so gehen sie ein wie aus.“

„So könnte ein Versehen, ein Betrug seitens der Mainzer Firma vorliegen?“ warf der Beamte die Frage auf.

„Wer wollte das feststellen, — man kann ja jetzt die Fässer nicht mehr nachwiegen!“ gab der Kapitän zurück.

„Für dieß eine Faß wird die Firma aufkommen müssen,“ setzte er hinzu.

„Ja, davon wird die Gesellschaft die Ausbezahlung der Police abhängig machen,“ erklärte der Experte.

Das Wrack hatte einen Werth von vierhundert Thalern, fast so viel betrug der Vergelohn der Insel und die Gesellschaft überließ es den Spiekeroogern.

Die Angelegenheit hier war damit abgethan und van Heeren nebst Ben Halim und der Mannschaft der „Donna Anna“ reisten nach Rotterdam zurück.

Dort wollte die Sache mit der Ausbezahlung der Versicherungssumme sich durchaus nicht so leicht machen, als der Kapitän dieß glaubte und schnellst wünschte.

(Fortsetzung folgt.)

Bei einem Stiergefecht in Sevilla.

(Bild S. 124.)

Es ist bekannt, wie die Stierkämpfe in Spanien nicht nur eine Volksbelustigung sind, an welcher das eigentliche Volk theilnimmt, sondern auch ein stets anziehendes Schauspiel für die hohen und höchsten Stände; die leidenschaftlichsten Verehrerinnen dieser aufregungsvollen Kämpfe zwischen menschlicher Gewandtheit und roher thierischer Kraft sind jedoch die spanischen Damen aller Stände, und der Zuschauertraum der mächtigen Arena, wo der Kampf stattfindet, ist ebenso von Frauen als von Männern gefüllt. Die Arena, wo das Stiergefecht vor sich geht, ist kreisförmig. Ein doppelter, fast mannshoher Bretterverschlag trennt das Publikum von dem sandbestreuten Kampfplatz, um diesen steigen amphitheatralisch Sitzreihen und Logen empor. Zwei solcher nach hinten offenen Logen der Arena von Sevilla zeigt unser Bild. Es hat eben einen der so häufigen Unfälle gegeben: das Roß sprengt reitend und dieier scheint entweder gestürzt oder von den Hörnern des wüthenden Thieres gefaßt worden zu sein. Die Aufregung unter dem Publikum hat, wie das die Injassen unserer Logen so erschütternd zeigen, den höchsten Grad erreicht, „jarte Damen“ wenden angstvoll aufschreiend das Gesicht ab von dem Gräßlichen, was da unten geschieht; die Männer rufen und schreien und gestikuliren auf das Lebhafteste mit den Händen, es ist eine Szene der furchterlichsten Aufregung, des gräßlichsten Tobens und Schreiens von allen Seiten her; aber interessant und anziehend bleibt es Allen immer, und bei dem nächsten Gefecht werden auch die entsetzten Damen keinesfalls fehlen. Ein echt spanisches Bild, das uns die unheimlich anregende Macht dieser grausamen Spiele deutlich schauen läßt.

Miriditische Häuptlinge

(Albanesen an der montenegrinischen Grenze.)

(Bild S. 125.)

Dulcigno in Albanien an der montenegrinischen Grenze heißt jetzt der Punkt, um welchen sich die orientalische Frage dreht. Die Türkei soll dieses Hafengebiet an Montenegro abtreten, dagegen aber erklären sich die Bewohner der Ortschaft und der größte Theil der Albanesen, welche von der Türkei heimlich zum Widerstande ermuntert werden. Der hervorragendste dieser albanesischen Stämme, welche unter türkischer Oberhoheit stehen, sind die Miriditen, die im nördlichen Albanien am Drinastrome bis zum adriatischen Meere wohnen. Wir führen hier eine Gruppe solcher miriditischen Häuptlinge und Kapitäne unserer Lesern im Bilde vor; sie sind nach photographischen Aufnahmen wiedergegeben und man schreibt ihnen außerordentliche Tapferkeit und Wildheit zu; sämtliche haben eine blutige Vergangenheit hinter sich und besonders durch Ausfälle aus ihren Bergen heraus nach Montenegro sich gefürchtet gemacht. Obwohl römisch-katholisch und zum Erzbisthum Skutari gehörig, unterscheiden sie sich fast in nichts von anderen räuberischen Stämmen, welche nominell unter türkischer Herrschaft stehen. Zwar treiben die Miriditen Ackerbau und Viehzucht, das heißt die Weiber müssen die Arbeit verrichten. Der Miridite, das will sagen der weisfähige Mann, ist entweder auf der Jagd, polittirt, raucht und schwächt, oder aber ist er irgendwo auf einem Raubzug, zumeist nach Vieh. Dieser wilde, freilebende Volksstamm zahlt keine Steuern, er hat einen eigenen erblichen Fürsten, den Doda, der in Troshk residirt und oberster Kriegsherr und Richter ist; seine Gewalt schränkt jedoch sehr wesentlich die Ältesten jedes Distriktes und auch die obere Geistlichkeit ein. Jetzt sind die Miriditen ebenfalls ein Werkzeug der Intrigue der Türkei gegen die Uebergabe Dulcignos an Montenegro. Genauere Volkszählungen haben natürlich in diesem Gebiete nie stattgefunden. Man schätzt jedoch die Zahl der weisfähigen Männer, welche dieser Stamm stellen kann, auf neun-tausend, was bei der Tapferkeit dieses Volkes und hinsichtlich des wilden, bergigen Terrains entschieden etwas zu bedeuten hat.

Abfahrt der Segelflotte in St. Johns (Neufundland).

(Bild S. 128.)

Die Segelflotte für die Fischerei, besonders auf Kabeljau, Robben, Walfische in den nördlichen Theilen des Ozeans, pflegt am 1. März von St. Johns, Neufundland, British-Nordamerika, auszulassen. In diesem Jahre mußte sie, obwohl versehen mit Allem und bereit, die Anker zu lichten, zehn Tage länger warten, weil die Regierung die junge Brut der Fische schonen wollte; so wurde erst der 10. März als Abfahrts-tag erlaubt. Es wäre auch den Schiffen nicht gut möglich gewesen, früher abzufahren, als die Behörde es gestattete, weil in der zugefrorenen Hafenbucht erst Kanäle durch das sehr dicke, harte Eis gesägt werden mußten. Dieß Eisdurchsagen veranschaulicht unser Bild. Zwölf Schiffe handhabten nach dem Kommando eines Vormannes die lange, starke Säge. Vor jedem Schiffe wurde ein genügend breiter Kanal ausgehakt, und sobald beide Sägen ein großes Stück Weges zurückgelegt hatten, mußte das Schiff langsam nachdrängen, um das Eis zu zertrümmern und fortzuschieben, weil sonst der Schnitt sofort wieder zugefroren wäre. Wir haben hier ein sehr eigenartiges Bild eines großartigen wintertlichen Hafenlebens.

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola

von

Emile Zola.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

13.

Man sagt, es gebe einen Gott für die Betrunknen. Mit demselben Rechte kann man behaupten, daß es einen für die Verliebten gibt.

Wie dem auch sei: zwei Tage nach dem Markte in Gray, das heißt Samstag, kam Leon gegen zwei Uhr Nachmittags zufällig nach Saint-Trun.

Er hatte Gosh in Gray zurückgelassen, der mit der Konstruktion eines neuen, leichteren, tragbaren Theaters beschäftigt war. Auf den Rath des Stellwagenkutschers stieg Leon vor einem Gasthofs ab; über dem Thore des Hauses stand mit großen Buchstaben: „Vertaur, Gastwirth. Herberge zu Fuß und zu Pferd.“

Der Jüngling schritt auf das Thor des Gasthofes zu, auf dessen Schwelle ein Mann, mit der obligaten Baumwollmütze in der Hand, ihm das Willkommen zu bieten schien.

Plötzlich erbebt Leon und hielt jählings an, die Augen groß offen auf die zwei dicken Hunde aus Stein gerichtet, welche auf den beiden Seitensockeln der Treppe lagerten.

Seine Züge drückten Ueberraschung und Verblüffung aus. Er griff mit beiden Händen nach der Stirn, als ob er eine schwankende und verwirrte Erinnerung festhalten wollte. Obwohl ihm sein Gedächtniß nichts Bestimmtes sagte, wußte er doch deutlich, daß er diese beiden Hunde nicht zum ersten Male sah, diese beiden Hunde mit den stolz erhobenen Köpfen, die ihn anzuschauen schienen.

Es war kein Zweifel: er mußte in seiner Kindheit schon einmal hier gewesen sein! Ein trübes Lächeln dämmerte über sein Gesicht. Er warf den Kopf zurück, sprang leicht die Steintreppe hinan und trat in das Haus.

„Der gnädige Herr wünscht ein Frühstück?“ fragte der Wirth. „Was würde gefällig sein?“ — „Später,“ sagte der Jüngling. „Sind Sie der Herr Wirth?“ — „Zu dienen, gnädiger Herr. Vertaur, ich heiße Vertaur wie mein Onkel, von dem ich das Geschäft übernommen habe.“ — „Nun denn, Meister Vertaur, könnten Sie mir wohl einige Augenblicke schenken?“ — „Ich stehe ganz zu Diensten!“ rief der Wirth eifrig.

Sie traten in die nächstgelegene Stube des Gasthauses. Vertaur bot dem Fremden ein Fauteuil, indem er selber sich auf einen Sessel niederließ. „Der gnädige Herr wünscht? . . .“ sagte er. — „Sie sagten soeben, daß Sie Ihrem Onkel in diesem Geschäft gefolgt seien. Ist das schon lange her?“ — „So fünfzehn Jahre ungefähr.“ — „Dann können Sie sich vielleicht erinnern — denken Sie gefälligst nach, Herr Vertaur! — ob Sie vor circa dreizehn Jahren, in einem Dezembermonate, eine Frau mit einem Kinde beherbergt haben?“ — „Du lieber Gott!“ lächelte der Wirth. „Wir haben so viele Passagiere. Uebrigens — warten Sie einmal! Ich glaube, ich erinnere mich. Ja, ja, richtig. An einem Dezembertage war's, da kam eine junge Reisende, und die hatte ein Kind von vier, fünf Jahren bei sich. Sie verließ den Gasthof am Abend, beim Einbruch der Nacht, es war eine Bärenkälte. Ich wollte sie zurückhalten, aber es war unmöglich; sie wollte um jeden Preis abreisen. O, jetzt erinnere ich mich ganz genau! Das Kind war ein Knabe, ein kleiner Satan, er setzte sich rittlings auf die steinernen Hunde vor der Thüre draußen. Ich mußte ihn sogar auszanken, um ihn herunterzuliegen, denn ich fürchtete, er möchte herabfallen und sich Arm und Bein brechen.“

Leon horchte begierig, athemlos.

„Sind die Beiden lange hier geblieben?“ — „Nein, vier oder fünf Tage, ich weiß nicht mehr genau. Die Frau hatte ein Zimmer im ersten Stock, just über diesem da.“ — „Ist dieses Zimmer frei?“ — „Zufällig.“ — „Da ich einige Tage hier in Saint-Trun bleiben will, so möchte ich jenes Zimmer für einen Monat mietben, Herr Wirth.“ — „Ich habe aber ein hübscheres.“ — „Nein, nein, ich möchte gerade dieses.“ — „Schön. Ich verstehe. Sie haben jene Dame gekannt.“

Der Jüngling stieg einen Seufzer aus. „Wohl habe ich sie gekannt! Leider nur zu wenig. Uebrigens — weßhalb sollte ich's Ihnen verhehlen, Herr Wirth? — ich bin ihr Sohn; ich bin jenes Kind, jener kleine Satan, der auf Ihren steinernen Hunden ritt auf die Gefahr hin, sich den Hals zu brechen.“ — „Was! Das waren Sie?“ rief der Wirth erstaunt. „Meiner Seele, wenn ich Sie genau anschau, glaube ich Sie zu erkennen!“

Der Jüngling versuchte zu lächeln. „Sie haben ein ausgezeichnetes Physiognomiegedächtniß, wie es scheint, Herr Wirth. Sie können mir also wohl auch sagen, ob ich meiner Mutter gleichse.“

Der Wirth kratzte sich an der Nase. „O ja — warum nicht?“ sagte er aus Höflichkeit. „Indes . . . 's ist schon so lange her! Und dann kommen hier täglich neue Gesichter durch. Nur das weiß ich genau, daß sie gerade so schöne schwarze Haare hatte wie Sie. Sie war blaß,

mager, und so traurig! . . . Ich glaube sie noch vor mir zu sehen: groß, stolz, mit glänzenden, tiefen Blicken, bleichen Lippen, die nie lächelten, mit einer sanften, ach so sanften Stimme, vorzüglich, wenn sie mit Ihnen redete. Nein, jetzt glaube ich ganz gewiß zu sein, daß Sie Ihrer Mutter nicht gleichen, gnädiger Herr; aber sie war schön, sehr schön!

Der Jüngling war tief bewegt, er hatte Thränen in den Augen. „Meine Fragen müssen Ihnen selbstverständlich sein, Herr Wirth,“ sagte er, „und doch antworten Sie mir so bereitwillig. Ich danke Ihnen herzlich dafür. Es beweist mir, daß Sie ein wackerer, braver Mann sind und mein Vertrauen verdienen. Hören Sie. Kurze Zeit nach unserem hiesigen Aufenthalte, am nächsten Tage schon vielleicht, hatte ich das Unglück, meine Mutter zu verlieren. Ein guter Mensch fand mich einige Meilen von hier auf der Landstraße. Er hat mich aufgenommen und erzogen.“

— „Und das war im Monat Dezember?“ — „Ja, in einer Nacht voll Sturm und Schneewehen.“ — „O, ich errathe jetzt! Ich hatte Recht gehabt, als ich Ihre Frau Mutter nicht fortwandern lassen wollte. Die Arme! Ich ahnte, was ihr begegnen würde!“ — „Heute nun, Herr Wirth, kenne ich nicht einmal den Namen meiner Mutter. Ich suche meine Familie, meine unbekannten Verwandten, wenn deren existiren. Sie können sich denken, wie wichtig mir jede Mittheilung aus Ihrem Munde ist!“ — „In der That. Leider weiß ich selber nichts.“ — „Sie erinnern sich also nicht an den Namen meiner Mutter?“ — „Nein.“

— „Vielleicht steht er in Ihrem Fremdenbuche?“ — „Ach, darin wird nur selten Jemand eingetragen. Uebrigens sind meine damaligen Bücher schon längst zerrissen.“ — „Glauben Sie nicht, daß sie aus der Gegend hier war?“ — „Ich habe keine Idee davon. Ich meine mich aber zu erinnern, daß sie von weit her, von sehr weit kam.“ — „Von sehr weit,“ wiederholte Leon. „Das ist seltsam. Um mit mir im strengsten Winter diese Reise zu machen, mußte sie wichtige Gründe haben.“ Und indem er an das von Gosh gefundene Geld dachte, fügte er für sich hinzu: „Arme Mutter! Sie hat jene Summe sicher hier abgeholt — eine Erbschaft vermuthlich.“ Laut sagte er: „Sie hat Ihnen nicht gesagt, weshalb sie die Reise machte?“

— „Ach nein, gnädiger Herr. Sie war nicht mittheilungsfähig, Ihre Frau Mutter. Aber warten Sie, da erinnere ich mich noch an etwas: zwei, drei Tage nach ihrer Ankunft hatte sie einen Besuch von einem Manne.“

Ein neues Licht ging in den Erinnerungen des Jünglings auf. „Ja, ja!“ rief er. „Ich erinnere mich jetzt auch! Ein Mann ist bei uns gewesen! Er hat mich auf den Arm genommen und geküßt und geberzt, er weinte, und meine Mutter ebenfalls! . . . Aber das ist Alles, an was ich mich entsinne. Kaum strahlt ein Licht in mein Gedächtniß, so folgt wieder tiefer Schatten! . . . Aber Sie, Herr Wirth, Sie haben ja diesen Mann auch gesehen. Sie müssen ihn kennen!“ — „Nein. Er war, wie ich mich erinnere, ein Bauer. Ich kannte ihn nicht.“ — „Er kam wohl auch von weit her?“ — „Im Gegentheil, ich glaube, er war aus unserer Gegend. Ich war aber erst seit Kurzem hier und kannte noch nicht viele Leute.“ — „Und Sie haben ihn seitdem nie wiedergesehen?“ — „Das könnte ich wirklich nicht sagen. Vielleicht habe ich ihn begegnet, ohne ihn wiederzuerkennen. Alle unsere Landleute gleichen ja einander aufs Haar.“

Leon ließ entmuthigt sein Haupt sinken.

Der Wirth sagte theilnehmend: „Sie sind nicht befriedigt, armer Herr?“ — „Es ist wahr. Nichtsdestoweniger danke ich Ihnen herzlich, Herr Wirth. Sie haben mir von meiner Mutter erzählt, Sie haben mir gesagt, daß sie schön war und mich liebte. Das ist schon viel. Tausend innigsten Dank!“ — „Es thut mir leid, Ihnen nicht mehr sagen zu können.“ — „Beantworten Sie mir nur noch eine Frage. . . aber nein, Sie können mir's doch nicht sagen.“ — „Fragen Sie immerhin.“ — „Wissen Sie, wohin meine Mutter sich von hier aus begeben wollte?“ — „Wohl in ihre Heimat zurück.“ — „Ja, aber daß sie des Nachts und zu Fuß weiterreiste!“ — „Das ist wohl merkwürdig. Wo sie doch hätte bis zum Morgen warten und den Stellwagen von Besoul oder Gray benützen können. Ich habe damals gedacht, daß sie vielleicht Jemanden in Frémicourt aufsuchen wollte.“ — „Frémicourt?“ — „Ja. Denn ich erinnere mich, daß sie mich beim Fortgehen um den Weg dahin fragte.“ — „Frémicourt! Ist das weit von hier?“ — „Zwei kleine Meilen.“ — „Das ist vielleicht eine kostbare Spur, Herr Wirth! Morgen gehe ich nach Frémicourt!“

14.

Um seinem Wirth, dessen Freund er schon geworden war, Vergnügen zu machen, setzte sich Leon zu Tisch und aß ein wenig. Dann bezog er sein Zimmer. Sein Herz pochte dort in süßem und schmerzlichem Rückgedanken. Er sah im Geiste seine Mutter, so wie der Wirth sie ihm beschrieben hatte, und dann den fremden Mann, der ihn berzte und küßte. Wer mochte der gewesen sein? Vielleicht sein Vater . . .

Alles um ihn her war Schatten und Geheimniß. Hinter ihm eine Nacht voll Sturm, vor ihm eine pfadlose, wüste, unbekannte Ebene. Was war er? Nichts. Und er konnte auch nichts werden. Ein verlassenes, namenloses Kind, dem Zufall wie zum Hohn in's Leben geworfen. Wer sollte sein Führer sein, wer sollte ihm Licht bringen?

Da plötzlich leuchteten seine Augen. Eine Lichtgestalt durchdrang die Nebel, ein Stern leuchtete auf in seiner Nacht und eine süße Stimme sagte zu ihm: „Gott wird Sie nicht verlassen!“

Und seine Lippen flüsterten den Namen: „Blanche!“ Nur eine Illusion, eine Kata Morgana seines Herzens war das Ganze. Aber wie wenig braucht es oft, um eine entmuthigte Seele zu stärken!

Am nächsten Morgen gegen elf Uhr kam er in Frémicourt an. Er wollte nur den Ort sehen, wo sich seine Mutter hatte aufhalten wollen, ehe sie ihre Reise durch die schauerliche Sturmnacht fortsetzte.

Wie schön erschien ihm die Dorfstraße! Zwei, drei Leute grüßten ihn mit der Neugierde von Dorfbewohnern, die selten ein fremdes Gesicht sehen.

Er gelangte auf einen kleinen, lindenerbschatteten Platz. Er stand vor der Kirche. Die Orgel tönte, das heilige Lied erklang.

„Es ist Sonntag heute,“ dachte er. „Ich hatte das ganz vergessen.“ Jetzt errieth er auch, weshalb ihm der Ort so leer erschienen war. Man war in der Messe. Er trat in das Kirchlein. Er sah den Priester am Altar, die geneigten Köpfe der Gläubigen, es war, als sei Gott zugegen. Es kam ihm an, zu beten, und er kniete in eine Bank. Er neigte die Stirn und versank in das Gebet. Er gedachte seiner Mutter. Er dachte an seine unbekannte Familie, an seine Vergangenheit, an seine dunkle Zukunft. Und wieder sagte ihm jene süße Stimme im Herzen: „Gott wird Dich nicht verlassen!“ — „O ja, ja!“ murmelte er, indem er sich erhob. „Auf Gott will ich bauen!“ — „Wer ihm vertraut, hat wohl gebaut!“ sagte feierlich eine Stimme hinter ihm.

Er wandte sich um und erblickte einen Greis mit langem weißem Haar und Bart, der einen großen Blumenstrauß aus Jasmin und Gaißblatt in der Hand hielt.

„Es thut wohl, zu beten, nicht wahr, junger Herr?“ sagte der Greis. — „Wenn man Trost findet im Gebete,“ entgegnete Leon.

Der Priester, gegen die Gläubigen gewendet, sang: „Ite, missa est!“

Der Greis und der Jüngling verließen miteinander die Kirche und ließen die Menge an sich vorüber ziehen.

Plötzlich stieß Leon einen Schrei der Ueberraschung und der Freude aus und es schien ihm, als ob die Welt um ihn heller werde. Da, vor ihm, war sie! Blanche, seine gute Fee! O, dießmal war es keine Vision, sondern Wirklichkeit, wunderbare Wirklichkeit!

„Mein Gott, wie ist sie schön!“ murmelte er und versank gleichsam in ihrem Anblicke, der ihn entzückte und bezauberte.

Blanche schritt langsam vor und dankte anmuthig auf die Grüße, die man ihr gab. In der Hand trug sie ihr Gebetbuch. Sie hatte Handschuhe an. Sie schien sinnend und träumerisch. Eine der Mägde des Hofes begleitete sie. „Ihr Vater hat den Wagen geschickt zum Nachhausefahren,“ sagte diese. In der That stand der Wagen da, ein Knecht hielt das Pferd am Zaum. Das junge Mädchen ging auf den Wagen zu. Jetzt erwachte Leon aus seiner Verzückung und machte einen Schritt auf sie zu. In diesem Augenblick blieb Blanche stehen, um aus den Händen des alten Mannes den Blumenstrauß zu empfangen. Wie lieblich sie dazu lächelte! „Schönen Dank, Mardoche,“ sagte sie. „Sie werden nicht müde, mich fast täglich mit den schönsten Blumen zu beschenken.“ — „Sie lieben sie ja so sehr. Und was kann Ihnen sonst ein armer Mann wie ich bieten?“ — „Werden Sie heute auf den Hof kommen?“ — „Natürlich, Fräulein. Aber ich bin früher hergekommen, um mir die Freude zu machen, Ihnen diese Blumen zu geben.“ — „Schön. Auf Wiedersehen also, Mardoche. Ihr Platz am Tische wird parat sein.“

Wie sie jetzt den Kopf erhob, erblickte sie Leon, dessen Auge glühend auf ihr ruhte. Der Athem versagte ihr und sie war wie mit Blut übergoßen. Der Jüngling trat auf sie zu. Mardoche wich überrascht zurück.

Leon sagte mit unsicherer Stimme: „Ich hätte nicht gehofft, Sie so bald wiederzusehen, Fräulein. Mein guter Stern hat mich daher geführt!“ — „So glauben Sie also jetzt, daß es einen guten Stern gibt für Sie?“ flüsterte das Mädchen mit pochendem Herzen. — „Ja, o ja! Und Sie haben mir denselben gezeigt an jenem Himmel, zu dem ich nie aufgeblickt hatte. Ihre lieben, lieben Worte haben mein Herz mit Hoffnung erfüllt. Wissen Sie noch, was Sie mir sagten?“ — „Ja. Und ich wiederhole es Ihnen: Gott wird Sie nicht verlassen! Auf Wiedersehen, mein Herr.“ — „Auf Wiedersehen! Das ist wieder ein gutes Wort!“ sagte er. „Ja, ja, auf baldiges Wiedersehen!“ Er verbeugte sich tief. Das junge Mädchen eilte auf den Wagen zu, den sie mit der Magd bestieg. Der Knecht schwang sich leicht auf den Bod und das Pferd griff aus. Blanche hatte nur noch Zeit, sich umzuwenden. Die Augen der beiden jungen Leute fanden sich.

Wie ein Traum war sie dann entschwunden. Eine schwere Hand legte sich auf Leon's Achsel. Leon fuhr auf und wandte sich um. Wieder sah er Mardoche. Der Greis schien ihn mit den Augen zu verschlingen. „Treten wir ein wenig beiseite,“ sagte derselbe. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Leon folgte ihm instinktmäßig. Wie sie ein wenig abseits von den Leuten waren, begann Mardoche: „Sie

haben soeben etwas von einem guten Sterne gesagt, der Sie hiehergeführt hat, junger Herr. Wissen Sie auch gewiß, daß es ein guter Stern ist? Ich meinstheils glaube, es ist ein böser Stern.“ — „Was wollen Sie damit sagen?“ rief Leon überrascht und unruhig. — „Daß Sie diese Gegend so schnell als möglich verlassen sollen, um niemals wieder zurückzukehren.“ — „Ich verstehe Sie nicht.“ — „Ich meine es zu Ihrem Besten, glauben Sie mir.“ — „Ich zweifle nicht daran. Indes müssen Sie mir doch erklären. . .“ — „Wollen Sie mir aufrichtig antworten?“ — „Ich habe keine Geheimnisse.“ — „Kennen Sie das Fräulein?“ — „Mit dem ich soeben gesprochen habe? Natürlich. Sonst würde ich mir nicht die Freiheit genommen haben, sie anzusprechen.“ — „Kennen Sie sie schon lange?“ — „Seit drei Tagen. Vorigen Donnerstags trafen wir uns in Gray.“

Mardoche schien ärgerlich. „Kennen Sie ihren Namen?“ fuhr er dann fort. — „Ja, Blanche.“ — „Blanche ist ihr Taufname. Aber den andern?“ — „Den kenne ich noch nicht.“ — „So will ich Ihnen denselben sagen. Blanche, die man auch das Fräulein vom Senillonhofe nennt, ist das einzige Kind des Herrn Jacques Mellier, des reichsten Gutsbesizers der Gegend, vielleicht des ganzen Kreises. Aus Ihren Blicken habe ich errathen, daß Sie Fräulein Blanche lieben. O, Sie brauchen nicht verwirrt zu werden. Es ist das kein Verbrechen. Wer sollte sie auch nicht lieben? Sie spendet Freude und Glück schon durch ihren Anblick, schon durch ihre Nähe. Sie mußten sie lieben. Aber, junger Herr, hören Sie mich wohl an. Aus einem geheimen Grunde, den ich nicht kenne, der aber existirt, ist es verboten, Fräulein Blanche Mellier zu lieben. Glauben Sie, es fehle ihr an Anbetern? Nein. Ich weiß gar nicht, wie oft man schon um ihre Hand angehalten hat. Aber Alle, Alle haben wieder abziehen müssen. Man hat ihnen einfach die Thür gewiesen. Verstehen Sie nun, daß Sie Unrecht haben, Fräulein Blanche zu lieben?“

Leon war vor Erstaunen stumm.

„Sie sind ein Stadtherr,“ fuhr Mardoche fort. „Nun, glauben Sie mir, die Landluft thut Ihnen nicht gut!“ — Und mit dumpfer Stimme setzte er hinzu: „Ja, diese Gegend ist gefährlich den jungen Leuten, die, von weiter Ferne kommend, ihrem guten Sterne nachzuziehen glauben und unterwegs anhalten, um ein schönes Mädchen zu bewundern. In Ihrem Alter kennt man das Leben noch nicht, und ein alter Mann wie ich hat vielleicht das Recht, Ihnen einen guten Rath zu geben. So. Weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen. Leben Sie wohl, junger Herr!“

Damit entfernte er sich und ließ Leon, ganz verwirrt über das Gehörte, zurück.

„Welch' seltsamer Mensch!“ murmelte er. „Was will er mit seiner Warnung sagen? . . . Und wie er errieth, was ich selber noch nicht wußte: daß ich sie liebe, liebe, liebe! . . . Und ich sollte sie meiden? Sollte fort von hier, wo das Licht meines Lebens leuchtet? Unmöglich! Ich fühle es deutlich: etwas Höheres hat mich hieher geleitet, ich will der Weisung folgen — bis an's Ziel!“

15.

Als der Wagen mit Blanche in den Hof einfuhr, beeilte sich Franz Parisel, welcher schon auf der Lauer gelegen war, dem jungen Mädchen die Hand zum Absteigen zu reichen. Aber Blanche kam ihm zuvor, sie stand im Nu auf dem Boden. „Ein anderes Mal, Cousin!“ lachte sie.

Der schöne Franz biß sich zornig in die Lippen. In seinen Augen lag aber eine höhnische Befriedigung, welche Blanche auffiel.

Der junge Parisel war ein riesenhafter Kerl von achtundzwanzig Jahren. Das Beiwort „schön“, mit dem ihn die Leute regalierten, verdankte er seiner Gedächtniskraft, seiner Affekation und seiner Wichtigkeitserei.

Blanche trat in's Haus, übergab die Blumen der Magd, warf Buch und Hut auf ein Möbel und lief in den Garten, wo sie Rouvenat, seine Pfeife rauchend, fand.

„Schönsten Dank für den Wagen, Vater!“ rief sie, ihm die Wange reichend. „Du wirst mich noch ganz verwöhnen! Bei diesem schönen Wetter hätten wir ganz gut zu Fuß gehen können.“ — „Desto schneller seid ihr aber dagewesen,“ lächelte er. „Und dann, Du hast so keine Schuhe und die Kiesel auf dem Wege sind hart.“ — „Und bei alledem,“ plauderte Blanche, sich an Rouvenat's Arm hängend, fort, „habe ich eine Menge Einkäufe zu machen vergessen in Frémicourt.“ — „Die kannst Du ein anderes Mal abthun. Kannst ja morgen wieder hin!“ — „Mit dideren Schuhen!“ scherzte Blanche. — „Natürlich!“ — „Höre, Vater, Du kommst mir so ernst vor, so nachdenklich. Hat Dich was verdorben?“ — „Ja.“ — „Was denn?“ — „Na, Grillen eben. . .“ — „Aha! Wieder Erinnerungen an vergangene Zeiten?“ — „Auch. Und noch etwas.“ — „So?“ — „Vor Allem, Blanche: seit dem Markte in Gray bist Du ganz verändert, Blanche. Du bist ebenfalls so nachdenklich, dann wieder aufgeregter und unruhig.“

Das junge Mädchen zitterte. „Ich suche den Grund davon und finde ihn nicht,“ fuhr Rouvenat fort. „Schau, Kind, Alles, was sich auf Dich bezieht, ist mir so wichtig!“ — „Ich versichere Dich, ich . . . ich bin noch nie so glücklich gewesen wie jetzt.“ — „Nun, ich glaube Dir. Uebrigens geht Dir nichts ab. Und doch gibt es wieder Augenblicke, wo ich mir einbilde, daß es Dir auf dem Hofe nicht mehr gefällt, daß Du Dich

hier langweilst.“ — „Warum nicht gar!“ rief sie eifrig, fast weinend. „Wie kannst Du nur so etwas sagen! Was geht mir denn hier ab, wie Du selber sagst? Papa hat mich lieb und Du auch, und ich, ich liebe euch wieder! Also...“ — „Du gutes Kind!“ machte Rouvenat innig. Dann setzte er aber hinzu: „Das ist noch nicht Alles.“

Herr Joseph Parisel ist vor einer Stunde hier angekommen. So oft ich diesen Menschen sehe, dreht es mir förmlich den Magen um. Mein Blut wallt, die Galle steigt mir auf! Und da soll der Mensch nicht verdrießlich sein!“ — „Ach, deshalb machte Franz so ein triumphirendes Gesicht!“ — „Der Sohn ist gerade so viel werth wie der Vater!“

brummte Rouvenat. „Ich kann sie Beide nicht ausstehen.“ — „Was haben sie Dir denn gethan, Pathe?“ — „Nichts. Aber ich habe die Ueberzeugung, daß sie uns Unglück und Jammer herbringen werden.“ — „Weinst Du?“ — „So ein Gefühl läßt sich nicht abweisen. Ich bin wie ein guter Jagdhund: ich rieche den Wolf von Weitem.“



Bei einem Stiergefecht in Sevilla. Gemälde von J. Aranda. (S. 122.)

Dieser süßliche, falsch lächelnde, kriechende und arrogante Parisel hat das Aussehen eines ausgemachten Spitzbuben! Du wirst sehen, daß ich Recht habe. Zum Glück bin ich als Wächter da!“ — „Höre, Pathe, Du siehst heut Alles schwarz.“ — „Dich ausgenommen!“ sagte er zärtlich. In diesem Augenblicke kam die Magd, um sie zum Essen zu rufen. Sie gingen ins Haus und traten in den Speise-

saal, wo sich bereits Mellier und die beiden Parisel befanden.

Gewöhnlich speiste der schöne Franz mit den übrigen Knechten in der großen Halle; so wollte es Rouvenat, der keine Mißgunst unter den Leuten hervorrufen wollte. Heute aber, da sein Vater da war, durfte der junge Mensch mit den Herrenleuten speisen.

„Na, da ist sie ja endlich, meine hübsche kleine Genevieve!“ rief der alte Parisel mit seiner Trompetenstimme. „Und noch hübscher ist sie geworden!“ Damit küßte er sie ungenirt auf beide Wangen. Franz schaute schmunzelnd zu. Rouvenat schnitt ein Gesicht.

Man setzte sich zu Tisch. Der alte Parisel vertilgte eine ziemlich Quantität Burgunder und wurde lauter und



Wirkliche Gendarmen. (S. 122.)

lauter. Er schwatze allen Unsinn, der ihm durch seinen dicken Schädel fuhr, ohne daß seine verben Wiße Jemanden belustigten, außer den schönen Franz, der seinem Vater brüllend Beifall lachte.

Einmal sagte Parisel lichernd zu Herrn Mellier: „Du, schau! Dir einmal die Blande und den Franz an. Gabe das nicht ein prächtiges Paar? Er ist Achtundzwanzig, sie bald Neunzehn...“ Er schloß mit lautem Lachen.

Rouvenat zitterte vor Zorn.

16.

Nach dem Essen stieg Blande in ihr Zimmer hinauf. Sie fühlte das Bedürfnis, mit ihren Gedanken allein zu sein.

Wie war ihr seit drei Tagen das Leben, ihre eigene Seele und ihr Herz so verändert! Alle Gedankenlosigkeit war vorbei, alle Unbefangenheit hatte sie verloren, aber das Bewußtsein eines echten, wirklichen Daseins hatte sie gewonnen!

Papa Parisel war Jacques Mellier in dessen Stube gefolgt.

„Blaudern wir jetzt ein, Herr Cousin!“ hatte er gesagt. — „Mir ist's recht,“ antwortete Mellier. „Was hast Du mir zu sagen? Ich kann mir's denken, daß Du nicht allein um Deinen Sohn zu sehen hergekommen bist. Brauchst Du wieder Geld?“ — „Haha! Wenn man nicht reich ist, braucht man immer Geld. Bin Dir schon eine tüchtige Summe schuldig, alter Jacques. Aber — wenn's Dir nichts macht, könnte ich heute wohl wieder einen Tausender brauchen.“ — „Gut. Du sollst ihn haben.“ —

„Bravo! Das ist aber noch nicht Alles, was ich auf dem Herzen habe. 's handelt sich um den Franz.“ — „Was ist mit Franz?“ — „Ist er nicht ein famoser Kerl?“ — „Ja. Er ist ziemlich stark.“ — „Ein Riese, Herr Cousin, ein wahrer Goliath! Der wird hundert Jahre alt! Und bist Du zufrieden mit dem Kerl?“ — „Darüber mußt Du Rouvenat fragen.“

Parisel schnitt ein häßliches Gesicht.

„Unnützig!“ grinste er. „Ich weiß, was mein Junge werth ist. Das ist ein Arbeiter! Ein wahres Zugpferd! Voll Ehrgeiz und mit einem eisernen Schädel. Wenn er sich 'was in den Kopf setzt, muß es geschehen! Dabei ist er intelligent, geschickt, anständig. Er hat sich rasch in alle Wirtschaftsgeschäfte gefunden und könnte jetzt schon ganz gut den alten Rouvenat ersetzen.“ — „Man kann nie einen Mann wie Rouvenat ersetzen,“ sagte Mellier kurz. — „Natürlich nicht! Natürlich nicht! Wir sind aber Alle sterblich.“ — „Beruhige Dich, Parisel. Mein alter Rouvenat ist gesünder und kräftiger als mancher Junge. Der überlebt mich lange.“ — „Schön, Herr Cousin. Aber alt ist er doch; und so eine Beihilfe, ein verlässlicher Helfer könnte ihm nicht schaden.“ — „Rouvenat verlangt keinen. Die Knechte sind alle brav und verlässlich.“ — „Der Franz sollte aber doch immerhin mit der Zeit etwas mehr als ein Knecht sein hier. Er ist doch immer Dein Verwandter, Jacques. Und als solchem gebührt ihm doch ein wenig die Leitung über Deine Wirtschaft.“ — „Da läßt Rouvenat sich nichts dreinreden, Parisel. Und er hat ein Recht dazu durch seine langjährigen treuen Dienste. So sehe ich also kein Mittel.“ — „Und doch gibt es ein einfaches.“ — „Welches denn?“ — „Blande ist heirathsfähig, und Franz ist nützlich verliebt in sie.“

Jacques Mellier fuhr unruhig auf. „So!“ machte er. — „Du begreifst... Eine hübsche Hochzeit...“ — „Ja, wenn Blande will.“ — „Mit zwanzig Jahren hat jedes Mädchen Lust zum Heirathen.“ — „Den Mann, der ihr gefällt,“ entgegnete der alte Mann. — „Franz ist ein ganz hübscher Kerl, wie mir scheint.“ — „Das genügt nicht immer. Uebrigens kenne ich die Ideen Blande's nicht. Jedenfalls muß in dieser wichtigen Sache Rouvenat befragt werden.“ — „Rouvenat und immer nur Rouvenat!“ machte Parisel looplehend. „Ist denn Rouvenat der Herr hier?“ — „Mein alter Freund ist hier auf dem Hofe Alles.“ — „Aber er gehört doch Dir, der Hof! Du bist doch der Gebieter, was?“ rief Parisel mit verhaltener Wuth. — „Ich?“ sagte Mellier kalt. „Ich bin nichts mehr.“ — „Stupider und feiger Kerl!“ dachte Parisel mit blühenden Augen. „Mit Passion möchte ich Dir den Hals umdrehen!“ Aber laut fügte er mit seinem gewohnten süßlichen Wesen hinzu: „Betrachten wir einmal die Lage: Du willst hoffentlich nicht sterben, ohne die Zukunft der Kleinen gesichert zu haben, indem Du ihr entweder eine Mitgift gibst und sie verheirathest, oder ein Testament zu ihren Gunsten machst.“ — „Ich werde kein Testament machen,“ sagte Mellier barisch.

Ein Blitz der Freude schoss aus Parisel's Auge. „Das heiße ich als guter und ehrlicher Verwandter behandelt! Nach Dir soll Dein Geld an Deine direkten Erben fallen: das ist in der Ordnung! Einer dieser Erben bin ich, Cousin; wenn nun Blande Franzens Frau wird, brauchst Du Dir über das Schicksal dieser theuren Waise keine weiteren Sorgen zu machen; Du kannst ihr sogar, ohne daß Jemand etwas dawider haben kann, eine kleine Schenkung machen, welche Franz in Stand setzt, den Scuilleon zu übernehmen, damit er nicht in andere Hände übergehe.“

Das Gesicht Mellier's verdüsterte sich. „Ich werde schon sehen, was ich für Blande zu thun habe. Aber Du denkst schon zeitlich an mein Erbe, Parisel.“ — „Du wirst doch nicht glauben, daß ich Deinen Tod wünsche!“ beeilte

sich dieser zu sagen. — „Mein armer Parisel, mein Tod würde Dir wenig nützen.“

Der Bauer schaute den Greis verblüfft an. „Du hast also doch ein Testament gemacht?“ murmelte er. — „Das nicht. Aber Du vergißt meine Tochter.“ — „Lucile?“ — „Ja, Lucile Mellier.“ — „Die ist ja todt!“

Jacques richtete sich mit krampfhaftem Beben auf und rief mit zitternder Stimme: „Was weißt denn Du?“ Dann sank er mit einem dumpfen Stöhnen auf seinen Sitz zurück. „Todt sollte sie sein! Todt? Aber nein, nein, nichts beweist es... Ich erwarte sie noch, ich will sie noch erwarten, ich darf noch nicht sterben!...“

Ein böses Lächeln spielte um Parisel's Lippen. „Der Alte wird kindisch und blödsinnig!“ dachte er. „Teufel, hat der mir jetzt Angst gemacht!“

Mellier blieb unbeweglich, wie erdrückt von seinem Leid. Parisel fuhr in klagendem Tone fort: „Mein armer, armer Jacques, es thut mir so leid, daß ich diesen Namen ausgesprochen habe, der Dich an vergangene schöne Zeiten erinnert. Du weißt, wie ich stets an Deinem Schmerz Antheil nahm! Auch ich hatte lange gehofft, daß Dein Lächeln wieder kommen werde. Ach, aber neunzehn Jahre sind seitdem vergangen, 's ist keine Hoffnung mehr!“ — „Keine Hoffnung!“ wiederholte Mellier schmerzlich. — „Ich wußte es ja!“ dachte Parisel. „'s war nur so eine fixe Idee von ihm. Lucile ist todt, ganz todt!“

Mellier erhob nach kurzem Schweigen wieder das Haupt. „'s ist gut,“ sagte er. „Reden wir nicht weiter davon. Ich trage mein Leid für mich allein. Aber Du hast mir einen Antrag gemacht und hast das Recht auf eine Antwort. Sei so gut und laß Rouvenat holen.“

Parisel zögerte. Er wußte, daß er sein Spiel verlor, sobald Jacques Mellier neutral zu bleiben vergab. Er wußte, daß Rouvenat das einzige Hinderniß seiner ehrgeizigen Pläne sei, und haßte ihn demgemäß. Trotzdem gab er die Partie nicht auf. Er hatte, wie sein Sohn, „einen eisernen Schädel“. Bei einem Wettstreite hatte er übrigens einen großen Vortheil über Rouvenat: den eines Schurken über einen ehrlichen Menschen.

Rouvenat kam auf die Weisung Mellier's.

„Pierre!“ sprach der Landwirth zu ihm. „Cousin Parisel sagt mir eben, daß sein Franz in Blande verliebt ist und sie heirathen will. Antworte ihm darauf.“

Das Antlitz Rouvenat's drückte die tiefste Verachtung aus. Trotzdem sagte er ruhig: „Darauf kann ich Herrn Parisel nur antworten, daß er seine Zeit und seine Worte verloren hat.“

Der Vater des schönen Franz zitterte vor Zorn.

„Ich denke doch, mein Herr Sohn...“ — „Ihr Herr Sohn, Herr Parisel,“ fuhr Rouvenat spöttisch fort, „kann sich eine Frau suchen, wo es ihm gefällig ist. Fräulein Blande aber wird nie die Seinige, hören Sie, niemals!“ — „Nehmen Sie sich in Acht, Herr Pierre Rouvenat!“ rief Parisel wüthend und seine gewöhnliche süßliche Weise vergessend. Der alte Diener richtete seinen Blick trozig auf ihn und sagte, die Arme über die Brust gekreuzt: „Herr Parisel, eine Drohung hat mir noch niemals Angst gemacht!“

Papa Parisel machte eine Bewegung, als wolle er dem Alten an den Hals springen. Er bewang sich aber jählings und fuhr mit seinem süßlichen Tone fort: „Fräulein Blande ist aber doch in heirathsfähigem Alter, Herr Rouvenat; und wenn Sie nicht besondere Gründe haben, sie lebzig bleiben zu lassen, so dünkt mich unser Antrag doch einer kleinen Erwägung werth!“

Rouvenat würdigte ihn keiner Antwort.

„In jedem Falle,“ fuhr Parisel fort, „hat Fräulein Blande doch wenigstens das Recht, ebenfalls befragt zu werden!“ — „Sie wollen also ihre Antwort wissen, Herr Parisel?“ sagte Rouvenat. „Gut, Sie sollen Ihren Willen haben.“

Er eilte aus der Stube und rief aus Leibeskräften: „Blande! Blande!...“

Das junge Mädchen lief herbei. Sie erblickte Parisel und Rouvenat einander gegenüberstehend und den Landwirth in sein Hauteuil zurückgesunken. In der Meinung, demselben sei etwas zugestoßen, lief sie auf ihn zu und schrie: „Papa, Papa, was hast Du denn?“ — „Nichts, mein Kind,“ sagte der Greis lächelnd. Er zog sie zu sich und küßte sie auf die Stirne. „Arme Kleine! Sie zittert ganz.“ — „Ich hatte Angst,“ sagte sie. „Ich dachte, Sie seien krank. Aber der Pathe hat mich doch gerufen — weshalb?“ — „Frage ihn.“

Sie wandte sich zu Rouvenat.

„Blande!“ sagte dieser. „Es handelt sich um einen Heirathsantrag. Herr Parisel hier wünscht Dich für seinen Sohn zur Frau.“

Das junge Mädchen erbläste.

„Sage Herrn Parisel selber, ob Dir dieser Antrag genehm ist.“ — „Aber ich will ja gar nicht heirathen! Ich mag nicht!“ — rief sie ganz verwirrt und schmiegte sich mit Thränen in den Augen an Rouvenat, als suche sie Schutz bei ihm.

Dieser sagte kalt: „Jetzt wissen Sie, wie Sie daran sind, Herr Parisel.“ Dann führte er das junge Mädchen zu der Thüre, welche offen geblieben war, und sprach: „Geh' auf Dein Zimmer zurück, meine Liebe. Wir haben Dich um nichts weiter zu fragen.“

Blande entfernte sich. Jetzt wandte sich Rouvenat an Parisel: „Sie haben ohne Zweifel mit Ihrem Herrn Cousin

noch viel zu verhandeln. Ich will nicht stören. Ich habe die Ehre, Herr Parisel.“ Damit folgte er Blande.

Der Vater des schönen Franz blickte ihm mit geballten Fäusten in ohnmächtiger Wuth nach und murmelte nur das eine Wort: „Na, wart!...“

17.

Eine Viertelstunde später traf er seinen Sohn, der vor dem Hofe auf und ab ging.

„Ich sehe Dir an, daß wir durchgefallen sind,“ sagte Franz. — „Ich pläse vor Wuth. Wenn ich diesen vermaledeiten Kerl von einem Rouvenat in irgend einem Winkel hätte, ich weiß nicht, was geschähe!“ — „Ich hasse ihn ebenso wie Du, vielleicht noch mehr!“ sagte Franz dumpf. — „So lange dieser Mensch existirt oder auf dem Hofe ist, gelangen wir zu nichts. Der alte Mellier ist nur mehr ein Körper ohne Seele, ein Automat, den Rouvenat lenkt. O, dieser Kerl hat einen geheimen Plan, den er aller Welt verbirgt, sogar vor seinem Herrn. Was will er denn? Was erwartet er? Was hofft er? Uns zu enterben?“ — „So scheint es.“ — „Ja. Zu Gunsten des Mädels. Die ist ihm Alles. Zum Glück hat mich Mellier versichert, daß er kein Testament machen wolle. Auf die Tochter des Mörders Jean Renaud können wir auch nicht zählen; sie liebt Dich nicht!“ — „Aber ich liebe sie!“ — „Sobald sie uns kein Mittel zum Zwecke mehr ist, mußt Du sie aufgeben. Sind wir einmal die Herren auf Scuilleon, dann wird man ja sehen... Im schlimmsten Falle ist sie ja ein schwaches Mädel und Du bist ein tüchtiger Kerl. Mach' sie zu Deiner Geliebten... Verstanden?“ — „Ja,“ entgegnete Franz mit einem Zittern. Der Alte hatte ein abscheuliches Lächeln. Sie gingen nebeneinander aus den Gärten bis nach einem kleinen Wäldchen von einigen Baumgruppen. — „Komm!“ sagte Parisel und führte seinen Sohn durch die Gebüsch bis auf eine kleine Lichtung. „Da können wir ungenirt plaudern.“ Wirklich herrschte Todtenstille um sie herum. „Hieher kommt kein Mensch, außer wenn die Haselnüsse reif sind,“ meinte Franz. — „Nun, heuer werden wir sie hoffentlich miteinander lesen!“ machte der Alte geheimnißvoll.

Der Junge schaute ihn fragend an.

„Rouvenat ist uns im Wege,“ flüsterte der Vater. „Rouvenat muß also verschwinden.“

Franz erbeute. „Ich habe auch schon oft daran gedacht,“ sagte er. „Aber wie das anfangen?“

Der Alte zuckte die Achsel. „Wenn man einen Feind los werden will, ist jedes Mittel gut. Man braucht nur eine Gelegenheit abzuwarten.“ — „Und wenn sich keine bietet?“ flüsterte der Sohn. — „Dann muß man sich eben eine machen,“ lachte der Alte. — „Das ist aber schwer,“ wandte der Junge ein. — „So reden nur Feiglinge!“ zürnte der Alte. „Rouvenat ist unser Feind, er ist das Hinderniß unserer Pläne, er muß beseitigt werden. Dann sind wir die Herren über Jacques Mellier, die Tochter Jean Renaud's wird mit Gutem oder Bösem die Deinige und das Vermögen des Alten fällt uns zu. Wir halten es ja gleichsam schon in der Hand. Sollten wir es uns entschlüpfen lassen? Das wäre zu dumm! Ich wiederhole es: Rouvenat ist das einzige Hinderniß, deshalb muß Rouvenat sterben!“ — „Er hat einen harten Schädel und ein zähes Leben!“ brummte Franz. — „Als ob es nicht im Flusse tiefe Löcher gäbe, in die er zufällig hineinstürzen kann! Oder kann er nicht auf der Straße unter die Räder eines Lastwagens gerathen? Wenn er in den nächsten Tagen auf den Kirschbaum klettert, um seinem Pathchen die ersten Kirschchen zu holen, kann da nicht ein Ast brechen unter ihm? Wenn er auf der Bank schlummert, kann da nicht ein Dachziegel auf seinen Schädel fallen? Wie viele Gelegenheiten! Sobald sich eine davon zeigt, rasch gehandelt! Kaltes Blut, Keckheit, Geschicklichkeit!“ — „Wir werden sehen, was sich machen läßt,“ murmelte Franz dumpf. — „Ich verlasse heute Abend den Hof, aber ich gehe nicht weit. Niemand kennt mich in der Gegend, ich kann in Artemont oder sonstwo bleiben. Ich habe tausend Franken in der Tasche, die Mellier mir à conto der Erbschaft geliehen hat. Damit kann ich die Gelegenheit abwarten. Wir dürfen aber einander nicht sehen. Uebrigens will ich einen andern Namen annehmen. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Solltest Du mich übrigens brauchen, so... nun, heute Abend vor meiner Abreise werden wir noch ein Mittel besprechen, wie wir mit einander verkehren können.“

Sie verließen die Lichtung und traten plaudernd aus dem Wäldchen wieder in's Freie. Zehn Schritte von ihrem Standplatze tauchte jetzt ein zerrauttes, blaßes, schrecklich mageres Weib aus dem Gebüsch auf, in welchem sie geraust hatte. Ihr Blick hatte einen sonderbaren Glanz. Sie streckte die Arme gen Himmel und murmelte mit düsterer Stimme: „Wie viele Ungeheuer gibt es doch unter den Menschen auf dieser Erde!“

Die beiden würdigen Parisel nahen sich unterdessen dem Hofe. Sie kamen an der Hütte des Hirten vorbei. Der jetzige Hirte des Scuilleonhofes war ledig, ein Elbsäfer. Seit einigen Nächten schlief er nicht daheim, da es die Zeit war, wo die Heerden im Freien grasteten während der Nacht.

„Da schau,“ sagte Franz, indem er stehen blieb. — „Was denn?“ — „Hier vor Dir.“ — „Ich sehe nur einen Brunnen.“ — „Ganz richtig. Einen alten Brunnen, der nicht mehr benützt wird; aber er ist tief und hat noch immer

seine drei Meter Wasser. Rouvenat hat schon oft gesagt, er wolle ihn zuschütten lassen, damit kein Unfall geschehe. Warum soll keiner geschehen? Schau' nur: die Kette ist gebrochen, die Kette ist fort, die Steine des Randes sind morsch und locker, ein Fußtritt, und sie liegen in der Tiefe."

Der Alte lachte heiser und nickte. „Aha, ich fange an zu verstehen!" zischelte er. — „Wie oft setzt sich Rouvenat spät Abends, wenn er seine Runde gemacht hat, auf den Rand hier und raucht seine Pfeife aus! Findet man ihn dann eines Morgens in der Tiefe drunten zerstückt oder ertrunken, so ist der lockere Rand daran schuld. Nicht?" — „Hebehe! Du bist ein schlauer Kopf, Junge! Machst mir Ehre!" — „Ich liebe und hasse," sagte Franz dumpf. — „Und ich hasse und will reich sein!" murmelte der Alte. Rouvenat war verurtheilt.

18.

Am nächsten Morgen verließ Blanche den Hof, ein hübsches Körbchen am Arme. Es mochte zehn Uhr sein. Sie ging nach Frémicourt. Sie ging auf dem Wiesenwege, zwischen den Pappeln, den Weiden und Erlen, das Ufer entlang. Der Weg war schöner als der auf der staubigen Straße; war ja doch Frühling, Alles grünte, summt, sang und blühte. Und dann war man da allein und konnte träumen. Witten in ihrem Traume sah Blanche plötzlich einen jungen Mann vor sich. Es war Leon. Sie stieß einen Ruf der Ueberraschung, vielleicht der Freude aus. Der junge Mensch grüßte. Sie blieben vor einander stehen. Blanche hatte Herzklopfen.

„Sie sind erstaunt, mich hier zu treffen, Fräulein?" sagte Leon mit zitternder Stimme. „Ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich gehofft hatte, Sie zu begegnen. Ich habe Ihnen von meinem guten Stern erzählt. Sie sehen, er führt mich so sicher wie die drei Könige. Er führt mich zu Ihnen." — „Und ich hatte eben auch an Sie gedacht." — „Ist das wahr? Bin ich so glücklich, Ihre Theilnahme zu besitzen?" — „Sind Sie nicht unglücklich? Muß ich da nicht an Sie denken?" — „Wie gut Sie sind! Wie werth, geliebt zu werden!" sagte er mit zärtlichem Blicke. „Und Alles, Alles liebt Sie auch. Man braucht Sie nur zu sehen, um zu wissen, daß Sie die Seele und das Herz eines Engels haben. Sie sind nicht nur das schönste Geschöpf Gottes, Sie haben auch die Zauberkraft, Alles um sich herum zu verschönern. Ihr Lächeln verleiht der ganzen Erde Anmuth, Ihr Auge Licht, Ihre Stimme die Harmonie! O ja, ich war unglücklich, muthlos, verloren, ziellos. Da sind Sie in mein Leben getreten, und ich bin nicht mehr einsam, ich habe Muth, Kraft, Willen, ein Ziel, ich will glücklich werden! — Wir kennen einander kaum, wir haben erst einige Worte gewechselt mit einander, und schon haben Sie so viel für mich gethan! . . . Blanche ist Ihr Name, Fräulein; ich aber gebe Ihnen einen andern: ich nenne Sie die Fee der Hoffnung! . . . O, lassen Sie mich sprechen! Seit ich Sie kenne, zweifle ich nicht mehr, glaube ich an Gott, der mich ja, wie Sie sagten, nicht verlassen wird. Er hat Sie mir gesendet als meinen Schutzengel, zu meinem Glück. Das Glück! Es ist überall, wo Sie sind; in der Luft, die Sie athmen, auf dem Wege, den Sie gehen, in der Blume, auf der Ihr Auge ruht!"

Blanche blickte mit Thränen der Bitterkeit auf den Jüngling, der ihre Hand ergriff. Sie entzog ihm dieselbe nicht. „Werden Sie lange in dieser Gegend bleiben?" fragte sie. — „Ich will sie nimmer wieder verlassen," sagte er. Sie senkte den Blick und zog sanft ihre Hand aus der seinigen.

„Sie gehen nach Frémicourt?" fragte er. — „Ja." — „Darf ich Sie bis an das Ende des Wiesenweges begleiten?"

Sie antwortete nicht. Das hieß: Ja. Sie schritten einen Augenblick stumm neben einander her. Die Blumen lächelten, wie die Weiden an ihnen vorüberkamen.

„Haben Sie Verwandte in Frémicourt?" fragte das junge Mädchen. — „Ich kenne dort Niemanden. Der Unfall — oder nein! mein guter Stern hat mich nach Saint-Trun und dann nach Frémicourt geführt, wo ich das Glück hatte, Sie wiederzusehen. Wie herrlich erscheint mir diese Gegend, wie lieblich das Grün dieser Wiesen, wie erhaben die Berge hier! O, ich möchte nie und nimmer wieder fort von hier!"

Blanche lächelte schalkhaft. „Einem Pariser wird unsere Gegend bald eintönig werden — glauben Sie nicht?" — „Sie scherzen!" — „Wohnen Sie in Saint-Trun?" — „Ja, mein Fräulein. Bis auf Weiteres." — „Haben Sie in Frémicourt von mir sprechen gehört?" — „Ja, einen alten Mann; den, der Ihnen an der Kirchenthüre die Blumen gab." — „Mardoche. Er hat mir's gestern Abend gesagt." — „Ist er einer Ihrer Armen?" — „Er ist auch mein Freund." — „Ja, er liebt Sie! Er sprach von Ihnen mit einer Begeisterung! . . . Der gute Alte erzählte mir auch davon, daß Ihr Vater einen großen Reichtum besitzt. Ach, ich sehe wohl die Schranke, die uns trennt. Sie stehen zu hoch für mich Armen. Wenn auch Niemand mir verwehren kann, Sie zu lieben, zu verehren, anzubeten, stets an Sie zu denken und für Sie zu leben, so darf ich doch niemals hoffen, Ihr Gatte zu werden. Und wie selig würde ich doch sein, Ihnen mein ganzes Leben zu weihen bis zum letzten Athemzuge, Sie auf den Händen zu tragen, Sie glücklich zu machen! . . . Aber Sie sind reich, Sie sind leider reich! . . ."

Das Gesicht des jungen Mädchens strahlte. „In der That, man sagt, daß ich eines Tages reich sein werde. Desto besser! Da kann ich ja zum Gatten wählen, wen ich will!" — „Ja. Aber Ihr Vater wird nur einen solchen Freier annehmen, welcher selber reich ist." — „So rechnet man wohl in den meisten Familien, wie es scheint. Aber Papa und mein Pathe haben ganz andere Ansichten. Ich bin sicher, sie werden bei meinem Freier nicht so sehr auf den Reichtum, als auf das Herz sehen. Sie haben mich so lieb und werden vor Allem mein Glück wollen." — „Der alte Mardoche sagte mir, daß schon Mehrere vergebens um Ihre Hand angehalten haben." — „Das ist wahr," sagte sie lächelnd. „Aber nur, weil ich keinen von ihnen liebte. Aber jetzt . . ."

Leon strahlte vor Entzücken. „O Dank! Dank!" rief er selig. „Ich darf also hoffen?" — „Haben Sie mich nicht zur Fee der Hoffnung gemacht?" — „O, Sie öffnen mir den Himmel! . . . Ich brauche nur drei Jahre fleißig zu arbeiten, um eine Stellung zu erringen und Ihrer würdig zu werden. Drei Jahre ist wohl sehr lang . . ."

— „Ich werde warten," sagte sie. Er bedeckte ihre Hand mit Küssen. „In acht Tagen bin ich in Paris und beginne zu arbeiten, um meine Studien zu vollenden." — „Und ich will heute Abend meinem Vater und meinem Pathe von Ihnen sprechen, und morgen, hoffe ich, dürfen Sie sich im Scullionhose vorstellen." — „Wie soll ich das erfahren?" — „Zu Mittag soll es Ihnen Mardoche in Frémicourt auf demselben Plage sagen, wo Sie ihn gestern gesprochen haben."

Sie waren am Ende des Wiesenpfades angekommen. Mit einem raschen Händedruck schieden sie von einander.

19.

Blanche setzte ihren Weg gegen Frémicourt fort, welches nur noch einige Schritte entfernt war. Der Jüngling blühte ihr nach, bis sie hinter den ersten Häusern des Dorfes verschwand.

Dann hob er seinen dankerfüllten Blick gen Himmel und schritt über die Brücke in der Richtung nach Saint-Trun hin.

Raum hatte er aber zwanzig Schritte gemacht, als aus einem Gebüsch am Wege ein Mann auftauchte, der ihm in den Weg trat. Es war Rouvenat.

Sein Antlitz war noch ernster, strenger, trauriger als gewöhnlich; aber es lag mehr Schmerz als Zorn in seinem Blicke. Wie der junge Mann vor ihm stehen blieb, machte er eine Bewegung des Erstaunens.

„Ich erkenne Sie wieder, mein Herr," sagte er. „Ver-gangenen Donnerstag waren Sie in Gray, nicht wahr?" — „Ich war dort." — „Erkennen Sie mich ebenfalls?" — „Wenn ich mich nicht irre, sind Sie der Pathe des Fräuleins Blanche Mellier." — „Das bin ich wirklich; der Pathe des Mädchens, mit dem Sie soeben, den Fluß entlang gehend, geplaudert haben. Ich sah Sie von Weitem, ich hätte Ihr Gespräch unterbrechen können, aber ich habe es vorgezogen, Sie hier zu erwarten. Ich will nicht, daß Blanche wisse, daß ich Sie mit einander gesehen habe, und nie darf sie erfahren, was ich Ihnen jetzt zu sagen die Ehre haben werde."

Der Jüngling fühlte sein Herz schmerzlich pochen; er ahnte, daß ein unerwartetes Unheil ihn treffen solle. Er blickte Rouvenat unruhig an. Dieser fuhr fort: „Ihr Gesicht spricht zu Ihren Gunsten. Ein so schlichter Mann ich auch sein mag, so täusche ich mich doch nicht leicht in einem offenen und ehrlichen Auge. So will ich auch nicht glauben, daß Sie hergekommen sind, um ein unschuldiges Kind zu verführen — unsere kleine Blanche." — „O, ich danke Ihnen, mein Herr!" rief Leon ergriffen. „Wenn Sie das hätten glauben können, würden Sie mir ein tödtliches Unrecht zugefügt haben." — „Und jetzt: wollen Sie mir offen antworten?" — „Der Pathe des Fräuleins Blanche hat das Recht, mich zu befragen." — „Nun also. Lieben Sie Blanche?" fragte Rouvenat fast barsch. — „Von ganzer Seele!" entgegnete der Jüngling ohne Zögern.

Rouvenat erbehte und sein Blick wurde düster. „Das Uebel ist größer als ich dachte," sagte er. Dann fügte er mit sichtbarer Kurcht hinzu: „Und sie, Blanche? . . ."

„Fräulein Mellier hat mir nicht das Recht gegeben, für sie zu antworten," sagte der Jüngling mit zitternder Stimme.

Beide Männer waren bewegt, befangen. Leon fühlte Angst; er begriff instinktmäßig, daß Blanche gänzlich von dem Manne da vor ihm abhing, daß derselbe mit einem Worte sein Glück vernichten, alle seine Träume verlöschen könne.

(Fortsetzung folgt)

Sinnsprüche.

Die Kunst, die Verleumdung zu beschwichtigen, ist, sie unbedacht zu lassen. Gracian.

Beherrsche dich selbst, so beherrschest du das Leben.

Je voller das Fäß, je gelinder der Klang.

Albumblatt.

Gestobener Kuß.

Jüngst gelang mir's, meinem Mädchen
Einen ersten Kuß zu stehlen:
Sie entließ mir, und sie rief dann
Halb mit Lachen, halb mit Schmähen:

„Zum Gerichte will ich gehen,
Wo man fortgenomm'nes eintreibt,
Denn es ist ein alter Grundsatz:
Was gestohlen ist, doch mein bleibt!"

Liebes Liebchen, diesen Rechtsgrund
Muß ich freilich anerkennen,
Und ich fühle deinen Kuß nun
Heiß auf meiner Seele brennen.

Auch auf Zinsen hast du Anspruch,
Sei im Fördern nur nicht billig,
Hunderttausend für den einen
Gern zurückzuerstatten will ich.

(Aus: „Gedichte" von Max Kiebertmann von Sonnenberg.
Berlin, Denike's Verlag.)

Schleierweiß.

Eine Geschichte

von

Rudolph Baumbach.

(Nachdruck verboten.)

Die Stadt war wie ausgestorben, denn wen nicht Krankheit oder Gebreist das Haus zu hüten zwang, der war hinausgewandert auf die Vogelwiese, wo die Schützengilde sich versammelte, den zweistöckigen Adler, des heiligen römischen Reiches Symbolum, stückweis von der Vogelstange herunter zu schießen. In Hütten, die mit Tannenreis gedeckt und bunten Kähnelein geziert waren, saßen die Bürger und tranken Bier und schäumenden Bräuhahn. Rothwangige Dirnen mit weißen Hütchen und aufgewundenen Armen standen hinter den Bratwurstrosten und scheuchten mit Wedeln den von den Kohlen aufwirbelnden Rauch. Dazu trieb allerhand fahrendes Volk in bunte Rehen gekleidet sein Wesen; Messerwerfer, Feuerfresser und Luftspringer priesen mit heiseren Rufen ihre Kunstfertigkeit, und zum Klang der polnischen Hummel tanzte der Bär seinen ungefügen Reigen.

Vom Schützenhof her, aus dessen Giebelnfenster die Fahne wehte, die Kaiser Heinrich der Gilde verehrt, trachten unablässig die schweren Hakenbüchsen, und der Adler auf der Stange hatte bereits Szepter und Reichsapfel sammt den Klauen sowie eine Schwinge eingebüßt. Die Männer, die an Werttagen Hämmer und Hobel, Art und Ahle führten, handhabten das Feuerrohr so sicher wie ihr kunstmäßiges Handwerkzeug und sahen in ihren Schützenwämfern gar stattlich aus. Sie vergaßen über dem Schießen auch das Trinken nicht, und der große Humpen, der wildes Getrieb in getriebener Arbeit zur Schau trug, machte fleißig die Runde.

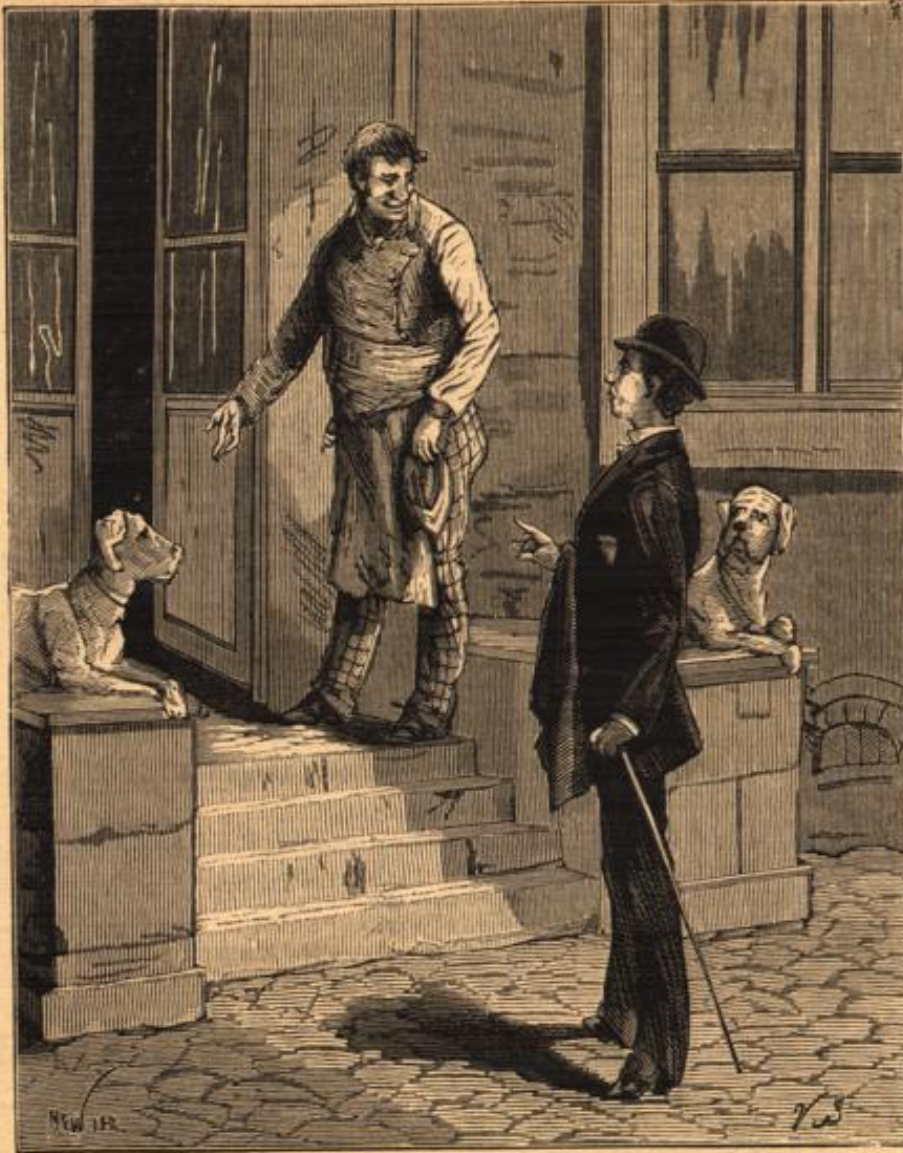
Unter den Frauen, die sich im Schützenhof eingefunden hatten, um der Männer Fertigkeit anzuschauen, stach eine junge, schlank Dirne nicht minder durch ihre Schönheit als durch ihre Tracht hervor. Sie war gekleidet nach Art der Landleute, aber der dunkle Rock war von seinem Bräuhahn Tuch, die Knöpfe des nieders waren massiv silbern, und die schwarze Seidenhaube, unter der die langen gelben Zöpfe hervorhingen, hatte einen goldenen Flecken, der unter Brüdern seine zwei Laubthaler werth war.

Die anwesenden Bürgertöchter bemerkten mit Mißfallen, wie sich die Junggesellen in auffälliger Weise nach dem Tisch hindrängten, an welchem das Mädchen saß, und rümpften die Nasen über die Landmaus und die Geschmacksverirrung der Männer. Uebrigens gereichte es ihnen einigermaßen zur Beruhigung, daß alle Bemühungen der Stadtherren, an die Dirne heranzukommen, vergeblich waren. Sie saß zwischen dem wetterbraunen, mit einem eisgrauen Schnurrbart gezierten Bannförster und einem jungen, wildblidenden Jägerburschen; die übrigen Plätze waren auch besetzt, und zwar von lauter Waidgesellen, so daß die schöne Dirne als wohl behütet zu erachten war. Der Alte neben ihr war ihr Vater, der junge Jäger aber an ihrer andern Seite war des Vaters Forstgehilfe. Er hatte heute die besten Schüsse gethan, und die Stadtschützen beneideten ihn nicht weniger um sein Glück im Treffen als um seinen Platz neben der schönen Margarethe. Diese schien aber von des Burschen Nähe nicht sonderlich erbaut zu sein; sie beantwortete seine Fragen nur einsilbig, und wenn er näher zu rücken versuchte, nahm sie die Falten ihres Kleides schein zusammen, als fürchte sie die Verührung des wilden Gesellen.

Jetzt ertönte die Stimme des Waidels durch den Raum: „Förster Henner, macht Euch fertig!" Der Vater des Mädchens erhob sich von der Bank, um seinen Schuß auf den Vogel zu thun, und dem Alten folgte der junge Jäger auf dem Fuß.

Von dem stattlichen Adler war bereits nichts mehr übrig als der Rumpf. Wer aber diesen von der Stange schloß, der war Schützenkönig.

(Fortsetzung auf Seite 130.)



Fluchbeladen. Leon bei Bertaux. (S. 122.)



Fluchbeladen. Die Erscheinung im Gebüsch. (S. 126.)



Eisdurchjägung für die Abfahrt von Schiffen in St. Johns (Neufundland). Originalzeichnung. (S. 122.)

Die Heirathsannonce.

Ein Roman auf einem Briefbogen.

(Nachdruck verboten.)

Nina und Georg saßen in dem Gesellschaftszimmer. Georg beschäftigte sich, einen Angelhaken für den Forellenfisch zurechtzubringen. Nina las im Tageblatt. Es herrschte Schweigen. Die beiden jungen Leute nahmen keine besondere Rücksicht auf einander, denn sie waren Cousin und Cousine und mit einander aufgewachsen.

„Georg, glaubst Du an Heirathsannoncen?“ brach jetzt Nina, aus ihrer Zeitung aufsehend, das Stillschweigen.

„Warum soll ich nicht daran glauben?“ erwiderte Georg. „Frauenzimmer heißen stets auf diesen Köder an.“

„Und Männer nie?“ fragte Nina.

„Weniger — kaum zu einem Drittel.“

„Ich wette, ebensoviel als Frauen,“ sprach darauf Nina. „Ich halte die Wette,“ lachte Georg; „verliere ich, bekommst Du ein Duzend Paar Handschuhe.“

„Und Du ein Paar eigenhändig gestickte Pantoffeln.“

„Dann habe ich sie schon,“ scherzte Georg.

„Das wollen wir sehen,“ rief ganz Feuer und Flamme

Nina lebte bei einer reichen Tante, Frau Elise Villers. Frau Villers war etwa fünfzig Jahre alt, seit fünfzehn Jahren Wittve, sehr gefällig, sehr wohlgenährt und sehr puzförmig; sie hatte stets einen Schwarm Verehrer um sich, mit denen sie etwas altmodisch scherzte, die ihrer Eitelkeit schmeichelten und auf das sehr bedeutende Vermögen der reichen alten Dame spekulirten. Zu diesen Verehrern gehörte auch Georg's Stiefvater, ein hagerer, fast sechzig Jahre alter Wittwer, geschneitelt und gebügelt, ausgestattet mit falschem Haar und falschen Zähnen und einer sehr geringen Rente, welche er entweder durch eine reiche Heirath, die er selbst noch einzugehen hoffte, oder durch eine reiche Frau, die er für seinen Sohn erjagen wollte, zu verbessern trachtete. Auf Nina war der „alte“

Herr Firlin, wie er allgemein genannt wurde, nicht gut zu sprechen, da Nina kein Vermögen hatte und er im Geheimen fürchtete, daß Georg sich schließlich in seine Cousine verlieben könnte. Zwar hatte er bisher noch nie etwas darauf Hinzulandes im Verkehr der beiden jungen Leuten gemerkt; im Gegentheil, sie schienen keines vor dem Andern eine besondere Hochachtung zu haben und neckten und verspotteten sich viel gegenseitig — aber ganz sicher war der alte Herr Firlin jedoch nicht, und je schneller Georg heirathen würde, um so besser. Herr Firlin hatte schon eine nicht mehr sehr junge, aber vermögende Wittve für seinen Stiefsohn ausgewählt; er selbst schmachtete nach den Besitzthümern der Frau Villers und war auch entschlossen, die Dame selbst hiebei mit in den Kauf zu nehmen. Frau Villers hingegen mochte den jungen Herrn Georg nicht besonders gut leiden, weil er gar keine Schwärmerei wie die älteren Männer für sie zeigte und sich ziemlich gleichgültig gegen die reiche Tante seiner Cousine zeigte.

So standen die Dinge, als die beiden jungen Leute die Annonce in der Zeitung erließen und sich den Spaß machten, gemeinschaftlich die Sache weiter zu spielen. Herr Georg fuhr, nachdem das Rendezvous für die beiden unbekannten Mitspieler in diesem Lustspiel bestimmt, recht nachdenklich nach Hause.

Weshalb spottet denn Nina immer über ihn? grübelte er; allerdings, er bestrebt sich nicht übermäßig, eine selbstständige Stellung zu erlangen. Er blieb Commis — aber es fehlte ihm ja nicht an Muth, nur an dem leidigen Geld, ohne welches heutzutage eben gar nichts anzufangen. So sann Herr Georg, während er sich nach Hause kutschiren ließ.

„Warum nur in aller Welt behandelt mich Georg so gleichgültig, oberflächlich?“ überlegte Nina, als ihr Cousin sie verlassen. „Allerdings, ich schneide ihm stets jedes wärmere Entgegenkommen ab — aber verdient er denn eine Aufmunterung, er thut ja nichts, um zu einer Stellung zu gelangen; er ist pflegemäßig und leichtsinnig.“

So sann Nina. Diese beiderseitigen Erwägungen hinderten sie jedoch nicht, an dem für das Rendezvous der Unbekannten bestimmten Tage gemeinschaftlich Pferde zu mietten, um einen Spazierritt durch den schönen Stadtpark zum zoologischen Garten hinaus zu machen. Die Vögel sangen, die Luft war mild, das Laub grün, die Blumen dufteten, Alles sprach von Lust



und Leben, jedoch die beiden jungen Leute ritten ziemlich schweigend neben einander, trotzdem sie ja zu einem so lustigen Abenteuer auszogen. Nina bangte etwas vor diesem Unternehmen, das sie mit ihrem Cousin so allein ausführte, und Georg hatte ein Gefühl, als ob er sich und seine Cousine jetzt auf ein gefährliches Terrain begäben, dessen Verlauf weniger lustig, als man sich vorgestellt, ausfallen konnte. Da man aber unterwegs, ritt man weiter, und außerdem war besonders Nina gewaltig neugierig, den Adonis, der auf ihre Annonce angebissen, zu sehen, und auch Georg war begierig, seine „über dreißigjährige Schöne“ auf der Auschau nach dem Erwarteten zu beobachten. Gesprochen ward unterwegs wenig und Cousin und Cousine langten bald in der Nähe des Zieles an, wo sie die Pferde unterstellten und sich nun zu Fuß in den zoologischen Garten begaben.

Der zoologische Garten in G. hat den Charakter eines Parks; auf verschlungenen Wegen gelangt man zu den Vogelhäusern, Raubthierkäfigen, Bärenzwingern; dichte, buschige Anlagen trennen die verschiedenen Wege und auch die Thierhäuser von einander.

Eine Bank, ganz in der Nähe des Bärenzwingers, hatten die übermühten jungen Leute zum Stellbischeinplatz der Heirathslustigen in den Briefen bestimmt, und jetzt standen Nina und Georg mitten in dem dichten Buschwerk, welches hinter der Bank lag, und warteten der Dinge, die da kommen würden.

Nina war es in Gegenwart ihres Cousins hier unter



so eigenthümlichen Verhältnissen in dem Versteck nicht ganz gehener, und auch Georg fühlte sich plötzlich durch die seltsame Situation mit seiner Cousine recht verlegen.

Die beiden jungen Leute hatten jedoch nicht viel Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen, denn jetzt, mit dem Schläge Fünf, dem angegebenen Zeitpunkt für das Stellbischein, ließen sich Schritte vernehmen und herauf wanderte den Weg zum Hügel eine schmale, lange Gestalt, die dem ausschauenden Georg sehr bekannt vorkam.

„Wahrhaftig, da kommt mein Herr Vater!“ rief der junge Mann erschreckt aus und gab seiner Begleiterin ein Zeichen, sich ja recht still zu verhalten. „Was kann den alten Mann nur veranlassen, gerade jetzt auf diesen einsamen Hügel zu klettern! Ich weiß doch, daß er sonst kein Liebhaber der Bestien hier ist!“

So murmelte Georg ziemlich erschrocken. Herr Firlin spielte harmlos mit seinem Spazierstöckchen, sah sich aber hiebei scharf nach der Bank um und schritt jetzt, als er sie entdeckt hatte, gerade darauf los. Dann zog er seine Uhr und sehte sich, wieder harmlos seine Locketiel betrachtend, nieder.

„Hilf, Himmel, da kommt die Tante!“ flüsterte jetzt ganz athemlos vor Schreck Nina und veranlaßte Georg, zum andern Aufgang der Anhöhe hinzusehen.

„Jetzt sind wir in einer schönen Lage,“ brummte Georg.

(Schluß folgt.)



Nina. „Ich mache eine Annonce, daß eine Dame über die Dreißiger sogar, Georg, mit Vermögen u. s. w.“

„Und ich,“ fiel Georg ein, „erlasse eine solche, daß ein Mann über Vierzig sogar, Nina, und also noch im schönsten Alter, eine Wittve mit etwas Mitteln sucht u. s. w. u. s. w. Und dann wollen wir die Briefe zählen. Ich rechne auf mindestens fünfzig von schönen Händen.“

„Und ich,“ warf Nina ein, „dann mindestens auf achtzig von Zugehörigen zum starken Geschlecht, welche die Dame über Dreißig mit dem größten Vergnügen zu ihrer Gattin erheben möchten.“

Nina erließ ihre Annonce und Georg die seinige. Seltsamerweise erhielten Beide nur je einen Brief darauf und die Wette blieb also in der Schwebe.

„Ich bin doch neugierig, wie der schöne Mann über Vierzig aussehen mag,“ sprach Nina.

„Und ich,“ entgegnete Georg, „möchte sehr gern die Dame über Dreißig einmal sehen.“

Sie waren Beide jung, übermühtig, sich selbst überlassen und hatten Langerweile. Sie antworteten, Jedes, wie sie Briefe mit gänzlich verstellter Hand empfangen hatten, auf gleiche Weise, indem sie im zoologischen Garten das Stellbischein vorschlugen. Dort gab es Büsche, wo man lauschen konnte.

„Deinen Brief hast Du mit Ariadne unterschrieben?“ fragte Georg.

Nina bejahte.

„Und ich den meinen mit Adonis,“ fügte Georg hinzu.

„Jetzt wollen wir sehen, wach' ein klassisches Paar dort für uns Theater spielen wird. Das wird eine köstliche Komödie geben,“ schloß Georg. —



Der Förster zielte und schoß. Man sah, wie der Rumpf erzitterte und sich nach vorn neigte, aber er fiel nicht zu Boden. Das Freudengeschrei, welches Einige schon erhoben hatten, verstummte jählings, und der Förster stieß ingrimmig den Kolben der Büchse auf den Boden.

Nun kam Witsch, so hieß der junge Jäger, an die Reihe. Er hob das Rohr und bewegte raumend die Lippen. Da geschah etwas Seltsames. Der Rumpf des Adlers, als ob er sich nachträglich eines Besseren besonnen hätte, löste sich von der Stange und fiel zu Boden, wie vom Baum ein überreifer Apfel. Die Büchse des Schützen trachte zu spät, die Kugel pfliff in's Blaue.

Schadenfrohes Gelächter erhob sich, und Jedermann gönnte dem jungen Gefellen sein Unglück recht von Herzen, denn der braune Witsch war Einer, dem Niemand etwas Gutes zutraute noch wünschte. Der aber schien sich nichts aus dem Vorfall zu machen, ja er war der Erste, der seine Stimme erhob, um den alten Henner als Schützenkönig zu begrüßen.

Des Försters Gesicht strahlte vor Freude, als man ihm die Kette mit den Schäumlingen umhing und ihn als König ausrief. Er dankte wie ein richtiger König nach allen Seiten hin, und dann nahmen sie ihn in die Mitte und zeigten ihn der Menge. Voraus schritten die Trommelschläger und Zinkenisten, dann kam der Fahnenmann, der nach althergebrachter Sitte mit wunderlichen Sprüngen einherlief. Diesem folgte, von Ehrenholden geleitet, der Schützenkönig; hinter ihm schritten Die, welche ein Best gewonnen hatten, voraus der Witsch, dann die Zieler mit den Stücken des zerflossenen Vogels und zuletzt der Rest der Stille. Der Zug bewegte sich im Kreis um die Vogelwiese und kehrte wieder in den Schützenhof zurück, wo das Königsmahl die Feier beschließen sollte.

Dort angelangt trat der Schützenkönig auf seinen Forstgehülfsen zu, sagte ihm bei der Hand und sagte laut und vernünftig, daß es Jedermann hören konnte: „Witsch, es ist mir lieb und leid, was geschehen ist. Die Ehr' ist Dir entgangen, aber Du bist doch von uns beiden der bessere Schütz. Ja, liebe Gefellen,“ wandte er sich an die Uebrigen, „es ist Keiner unter euch, der's ihm nachthut.“

Im Ring der Schützen erhob sich unwilliges Gemurmel. Da ließ der braune Waidmann seine Augen über die Versammelten laufen und verzog den Mund. Dann schaute er empor, wo hoch in der Luft die Stechschwalben hin und her schossen.

„Wer von euch,“ fragte er, „traut sich mit einer Kugel zwei Schwalben herunterzuholen?“

Die Schützen schwiegen. Witsch aber hob die Büchse, zielte einen Augenblick, gab Feuer und zwei vom Blei zerfetzte Schwalben fielen aus der Luft herunter.

„Habt ihr's gesehen?“ rief der alte Henner. „Nein, dem thut's Keiner gleich.“

Die Männer schwiegen und mancher scheue Blick streifte den unheimlichen Schützen, der da stand, als ob der Schuß etwas Alltägliches sei. Der Förster aber nahm seinen Gehülfsen am Arm, führte ihn zum Tisch und hieß ihn neben seiner Tochter niedersitzen.

Wer das Recht nicht hatte, an der Schützenstange zu posulieren, der that's in einer Hütte auf der Vogelwiese, und an den mit nassen Ringeln reich gezeigten Tischen ward der Meisterschuß des Jägers Witsch von allen Seiten beleuchtet.

„Habt ihr gehört, was er murmelte, ehe er nach dem Rumpf auf der Vogelstange schoß?“ fragte der Schützenwaidel, der hinter der Kanne von seiner Arbeit ausruhte.

„Was sollen mich,
hält ohne Schuß.“

so lautete der Spruch. Ich stand dabei, ich hab's gehört. Das ist ein Segen, den er nicht in der Kirche gelernt hat. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den Vogel selbst abzuschießen und Schützenkönig zu werden, aber der schlaue Fuchs läßt die Ehr' dem Alten und gewinnt die Tochter.“

„Und was haltet Ihr von dem Schuß auf die Schwalben?“ fragte einer der Zieler den Waidel.

Der Alte wiegte den ergrauten Kopf. Er war Landesknecht gewesen und wußte in solchen Dingen Bescheid. Er fing an zu berichten von Freilugeln, Kugelfegen und unsichtbar machendem Farnkraut. Dazwischen erzählte er schauerliche Geschichten vom Hellsäger, der Nachts in den Wolken jagt, und allerhand Waidmannssput, so daß die Köpfe der Zuhörer mehr und mehr aufgeregter wurden.

Ueber dem Haupt des Jägerburschen Witsch zog sich ein Ungewitter zusammen. Man solle dem Zauberer, dem Freischützen den Prozeß machen, meinte ein ängstlicher Schneidermeister. Doch neigten sich die Anderen mehr zu der Ansicht eines raustustigen Schmiedegesellen, der den Vorschlag machte, dem Witsch mit ungebrannter Asche einen Denkfettel auf den Rücken zu schreiben, daß er sich des Schützenfestes zeitlebens erinnere.

Die Nacht brach herein; der Schützenhof leerte sich. Der alte Henner aber sah noch mit seinen Gefreundeten beim Becher und achtete nicht auf seine Tochter, die ihn durch wiederholtes Rufen am Wamme zum Aufbruch mahnte. Man lockt eher den Fuchs aus dem Bau, als den Waidmann aus der Schenke.

Jagd- und Schützenabenteuer bildeten auch hier den Stoff des Gesprächs, und im reinsten Jägerlatein wurden die unglaublichsten Sachen aufgetischt. Ganz wunderbar

aber klang das Stücklein von den drei Schützen und dem Kleeblatt. Die Geschichte lautete folgendermaßen:

Drei fahrende Jägerburschen sind einmal in einer Waldschenke eingelehrt und haben sich's wohl sein lassen. Wie sie nun Speis und Trant reichlich genossen, haben sie den Wirth gerufen und ihn gefragt, ob er etwas sehen wolle, dergleichen noch Niemand zuvor geschaut. Das war der Wirth zufrieden und verhielt ihnen freie Zechen. Da brach Einer ein Kleeblatt ab, der Zweite holte eine Leiter und befestigte das Kleeblatt am Giebel des Hauses, der Dritte aber zählte hundert Schritte ab und hieß seine Gefellen herantommen. Dann legte der Erste an und schoß das erste Blättlein herunter, der Andere traf das zweite und der Dritte das dritte. Da verwunderte sich der Wirth, reichte jedem der Gefellen noch einen Trunk und war froh, als sie von hinnen fuhren.

„Wenn das wahr ist,“ sagte der alte Henner, „so haben die Gefellen mit Freilugeln geschossen.“

Und das meinten auch die Anderen.

Der braune Witsch aber lachte und sagte, das sei Kinderpiel; er mache sich anheißig, ein Gleiches zu thun. „Auch wenn ein Anderer als Ihr die Büchse ladet?“ fragte einer der Männer mißtrauisch.

„Laden mag, wer will,“ entgegnete Witsch trohig, „aber ehrlich muß es dabei zugehen.“

„Wenn Du das fertig bringst,“ rief der alte Henner weinlich, „dann, Junge, gebe ich Dir als Schußgeld, was Du von mir begehrst.“

„Vater!“ mahnte das Mädchen ängstlich.

„Was Du von mir begehrst,“ wiederholte der Förster. „Wohlan!“ sprach Witsch langsam, „ich werde auf hundert Schritte mit drei Kugeln und drei Schüssen die Blättlein eines Kleeblattes vom Stiele schießen, und Ihr versprecht mir als Schußgeld zu geben, was ich von Euch heiße. Gilt's?“

„Thu's nicht, Vater, thu's nicht!“ rief das Mädchen in heller Angst.

„Du Narrchen,“ lachte der Vater, und die Waidgesellen stimmten in das Gelächter ein. Es war keinem zweifelhaft, was der Jäger als Schußgeld begehren würde, und die Angst der armen Margarethe hielten sie für jüngerliche Scham.

„Es gilt!“ rief der Förster und streckte die Hand aus, „ein Mann, ein —“

„Halt!“ fiel ein alter Jäger ein. „Wenn aber das Stücklein nicht gelingt, was zahlt dann der Schütz als Buße?“

„Was ihr wollt,“ antwortete Witsch.

Margarethe war aufgestanden; sie sah todtentbläut aus.

„Dann soll er gehen,“ sagte sie, „so weit ihn seine Füße tragen, und mir nie wieder unter die Augen treten.“

Witsch biß sich auf die Lippen.

„Gut, Junger,“ sprach er knirschend, „so soll's geschehen. Die Hand her, Förster! Ich schlage ein, ein Mann ein Wort.“

Der Pakt war geschlossen.

Während der Alte mit zitternder Stimme seine Tochter zurechtwies, machte der braune Witsch kurzen Abschied und hob sich hinweg. Draußen um den Schützenhof schlich eine Schaar handfester, raustustiger Gefellen, aber Der, auf den sie lauerten, entkam ihnen. Er trug vermuthlich Farnkraut samen bei sich.

Am Fuße des Thorsteins auf einer Waldlichtung lag die Försterei, in welcher der alte Henner hauste. Schwermuth sah er auf der Steinbank vor der Thür, und der gefleckte Schweißhund, der sich nicht weit davon niedergethan hatte, blinzelte zuweilen nach seinem Herrn hinüber. Er hätte seine Theilnahme gern durch eine stumme Liebkosung an den Tag gelegt, aber er fand es gerathener, dem übelgelaunten Manne nicht nahe zu kommen. Der Alte war unzufrieden mit sich selbst und wollte es doch nicht eingestehen. Er hätte einen Finger darum gegeben, wenn er den mit dem Forstgehülfsen geschlossenen Pakt wieder rückgängig hätte machen können, denn es war ihm jetzt klar, daß sein Kind einen unbestehbaren Widerwillen gegen Witsch hatte, und wenn er sich auch damit zu trösten suchte, daß Abneigung oft im Ehestand in Zuneigung verkehrt werde, so wünschte er doch im Grund seines Herzens, Witsch möge die Kleeblattprobe nicht bestehen.

Am Tage der Sonnenwende, der nach altem Herkommen von den Jägern festlich begangen wurde, sollte der Forstgehülfe seine Kunst zeigen, und Sonnenwende war nicht mehr fern. Die arme Margarethe ging einher, bleich wie die Waidfrau, die Hirten und Kohlenbrennern in mond hellen Nächten zuweilen begegnet, und der Vater hatte kaum das Herz, ihr in die rothgeweineten Augen zu sehen.

Nun besaß Margarethe eine Ziege, die hieß Schleierweiß, und ward im ganzen Gebirg keine Gais gefunden, die es ihr an Klugheit gleich that. Schleierweiß merkte recht wohl, daß ihre Herrin Leid im Herzen trug, und wenn sie auf die Waid geführt wurde, so sprang sie nicht wie sonst mit fröhlichen Sprüngen um Margarethe, sondern ging traurig hinter ihr her und ließ die Ohren hängen.

Der Vorabend des Sonnenwendtages war gekommen. Die Försterei war zum Empfang der Gäste mit Tannenzweigen und Laubgewinden geschmückt, aber die Insassen gingen einher, als ob ein Todter im Hause läge.

Margarethe hatte ihre Ziege gemolken, und nun sah sie auf dem Melstuhle, hielt die Hände gefaltet im Schooß und weinte bitterlich.

„Ach, Schleierweiß,“ sprach sie kläglich, „warum muß ich so elend sein?“

Es war, als ob die Gais nur auf eine Antrede gewartet hätte, denn zum Erstaunen des Mädchens that sie ihr rosenfarbiges Mäulchen auf und sprach:

„Du fragst zur guten Stunde. In der heiligen Sonnenwendnacht, da Alles los ist und wandelt, gewinnen wir Thiere Sprache und ich darf Dir antworten. Sprich, was Dich kummert, vielleicht kann ich Dir helfen, ich bin keine gewöhnliche Ziege.“

„Was bist Du denn?“ fragte die Jungfrau. „Bist Du vielleicht eine verwunschene Prinzessin?“

„Nein,“ antwortete Schleierweiß, „ich bin etwas Besseres. Ich stamme in gerader Linie von einem der Vöde ab, die in grauer Zeit den Wagen des Alten gezogen haben, der drüben im Thorstein schläft. Doch davon weißt Du nichts. Aber glaube mir, daß ich mehr bin als die anderen einfältigen Gaisen und daß ich Dir zu helfen gewillt bin, wenn ich's vermag.“

„Ach, gute Schleierweiß, wenn Du das könntest!“ Und nun berichtete Margarethe, was sie kummerte.

Die Ziege hörte aufmerksam zu. Als das Mädchen geendigt hatte, sprach sie:

„Dem braunen Witsch darfst Du nimmermehr zu eigen werden. Der ist der Hölle verfallen, und ich weiß, warum. Morgen werden es drei Jahre, da hab' ich ihn im Walde belauscht. Es war um die Mittagstunde drüben auf der Elbenwiese. Da stand er und hatte vor sich ein weißes Tuch ausgebreitet, und wie die Sonne am höchsten stand, schoß er nach dem Sonnenrad und drei Blutstropfen fielen herab auf das Tuch. Das nahm er auf und barg es an seiner Brust. Seit der Zeit geht ihm kein Schuß fehl, und er wird auch morgen die Kleeblättlein treffen, und stünde er hundert Stunden weit vom Ziel.“

„Du siehst, mir ist nicht zu helfen,“ stöhnte Margarethe.

„Vielleicht doch,“ entgegnete Schleierweiß. „Es wäre nicht das erste Mal, daß Teufelskunst zunichte wird. Führe mich morgen vor Sonnenaufgang auf die Waid, vielleicht finde ich, was Dir hilft.“

„Wo steckt denn die Dirne?“ rief in diesem Augenblick die polternde Stimme des alten Henner, der seinen Kopf durch das Fenster des Stalles steckte. „Eingeschlafen beim Melken! — Komm' heraus, Margarethe, und bereite mir das Nachtmahl.“

Das Mädchen fuhr empor vom Melstuhle, auf dem sie eingenickt war, streichelte der guten Schleierweiß den Kopf und begab sich zu ihrem Vater.

Der Traum, denn ein solcher mußte es wohl gewesen sein, ging der Dirne aber doch im Kopf herum. Vor Tagesanbruch führte sie die Ziege auf die Waid, und als sie mit ihr nach der Försterei zurückkehrte, that Schleierweiß lustige Sprünge wie ein junges Böcklein, und Margarethe sah ruhig, ja fast heiter aus, so daß der Vater den grauen Kopf verwundert schüttelte.

Die geladenen Gäste kamen und auch der Forstgehülfe Witsch fand sich ein. Er schaute frech drein und schien seiner Sache gewiß. Margarethe bot ihm den Willkommtrunk ebenso wie den übrigen Gästen, mied aber seine Nähe so viel als thunlich.

Als die Geladenen vollzählig waren, trat der alte Henner in ihren Ring und erneuerte das Versprechen, welches er beim Schützenfest seinem Waidgesellen gegeben hatte, und dieser erklärte sich auf Befragen bereit, das Probestück sogleich abzulegen.

Der Förster winkte mit kummervoller Miene seiner Tochter und sprach:

„Schaffe ein Kleeblatt zur Stelle und hefte es mit Wachs an das Scheunenthor!“

Ein Kleeblatt war schon zur Hand und Margarethe befestigte es mit zitternden Fingern an dem Thor.

Der junge Jäger nahm seine Weite. Hundert Schritte waren ausbedungen, aber der Uebermüthige verdoppelte die Anzahl aus freien Stücken. Das Kleeblatt war aus der großen Entfernung kaum zu erkennen. Einer der Jäger lud die Büchse vor den Augen der Uebrigen und reichte sie dem Schützen. Dieser hob das Rohr und drückte ab, ohne merklich zu zielen; ebenso schnell ließ er die beiden anderen Schüsse folgen.

„Nun geht hin und seht zu!“ rief er siegesgewiß und blickte mit wilder Freude auf die schöne Margarethe, die mit hochklopfendem Herzen in der Ferne stand.

Die Zeugen eilten nach dem Scheunenthor, während Witsch auf die Jungfrau zuschritt.

Da rief's zu ihm herüber:

„Witsch, Ihr habt verloren; ein Blättlein sitzt noch am Stiel.“

„Unmöglich!“ schrie der Schütz und stürzte nach dem Thor. Aber es war keine Täuschung. Die drei Kugeln hatten nebeneinander das Holz durchgeschlagen, aber an dem Stiel des Klees haftete noch ein unverfetztes Blatt.

Die schwarzen Augen des Schützen schossen Blitze. Dann hob er die Faust gen Himmel und that einen gewaltigen Fluch, daß es den Männern eiskalt den Rücken hinunterrieselte, und schritt ohne Gruß in den wilden Wald hinein.

Die schöne Margarethe aber war zu ihrer Gais gewandt und umschlang lachend und weinend den Hals ihrer Reiterin.

Die kluge Schleierweiß hatte am Morgen das Mädchen an eine Stelle geführt, wo es ein vierblättriges Kleeblatt

Ärztliche Korrespondenz.

Hrn. A. G. in Denh. Zur Beantwortung auf dem Wege ärztlicher Korrespondenz ungeeignet. — Dr. St.

Hrn. W. B. in R. bei G. Die von Ihnen vorgenommenen Übungen nach Schreber's Gymnastik, sowie die kalten Bäderungen raten wir Ihnen unbedingt fortzusetzen. Was die anderen Anfragen anlangt, so eignen sich solche nicht zur korrespondentiellen Beantwortung. Dagegen ist regelmäßige Leibesübung, und zwar am besten durch Genuß eines Glases ungarischen Bitterwassers, zuträglich. — Dr. St.

Hrn. B. in Leipzig. Hautausschläge im Gesicht, sogenannte Aknetnoten, sind allerdings, wenn auch mit Mühe, zu beseitigen möglich. Dieselben sind durch eingetrocknete Pusteln, sowie durch Abreibung mit feiner Sandseife wegzubringen, worauf Wäsungen mit lauwarmem Wasser zu folgen haben. Sollten durch die mechanischen Abreibungen wundete Stellen entstehen, so sind solche nachträglich mit Baselinjasalbe zu bestreichen. — Dr. St.

Hrn. Rudolph B. in Elberfeld. Ob Kaltwasserbehandlung oder Thermalbäder in Ihrem Falle von Nutzen seien, läßt sich ohne persönliche Untersuchung nicht bestimmen. Sollte der Mangel an Kraft beim Schreiben, worüber Sie sich beklagen, auf sogenanntem Schreibkrampf beruhen, so könnte unter Umständen ein geeigneter Federhalter von Nutzen sein. Solche Federhalter bestehen in vielen, kartoffelförmigen, nach der Höhlung der Hand eingerichteten Korridoren, welche der am Schreibetampfen Leidende in die Hand nimmt und durch welche die Feder hindurchgeführt wird. In Folge des großen Umfanges, welchen die

Hand bei diesem Schreibinstrumente annimmt, werden die kleinen Muskeln, welche die Finger regieren, nicht übermäßig angekrenzt, wodurch der Krampf beim Schreiben hintangehalten wird. Solche Federhalter können Sie von dem Instrumentenmacher Louis Dröll in Frankfurt a. M., Friedensstraße 10, beziehen. — Dr. St.

Antworten.

Auf 3): 100 Theile Fischleim werden in 50 Theilen Wasser in der Wärme des Wasserbades gelöst und mit 10 Theilen Kalhydrat und 10 Theilen Kreide gemischt. Paul B. in Dresden.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Kolentha-Bonin. Fortsetzung. — Bei einem Stiergeheiß in Sevilla. — Wirkliche Hauptlinge. — Abfahrt der Segelkiste in St. Johns (Neufundland). — Fischbeiben, Roman nach Emile Richebourg von Emile Sacano. Fortsetzung. — Einsprüche. — Albumblatt: Geschloßener Ruf. — Scherzweg, eine Geschichte von Rudolph Baumhach. — Die Heirathsannonce, ein Roman auf einem Briefbogen. — Für das junge Volk. — Humoristische Blätter. — Witzblätter. — Räthsel. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Die „Donna Anna“, Ankunft am Morgen. — Bei einem Stiergeheiß in Sevilla, Gemälde von J. Kranda. — Wirkliche Hauptlinge. — Fischbeiben: Von der Verfassung. Die Erscheinung im Gebüsch. — Eishausung für die Abfahrt von Schiffen in St. Johns (Neufundland), Originalzeichnung. — Die Heirathsannonce, vier Bilder.

Im Verlag von **Eduard Hallberger** in Stuttgart ist jeden erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neuem.

Nach

Adolphe Belot

von

G. Mario Sacano.

2 Bände. Preis broschirt M. 7. —; fein gebunden M. 8. —

„Die Würger von Paris“ ist einer jener Romane, die man lesen soll, wenn man von seiner Kultur weitere Anregungen erwartet, und die man lesen muß, wenn man sich über die zeitgenössische Literatur ein Urtheil bilden will. Das Original machte in Paris so großes Aufsehen, daß es lange Zeit das einzige Gesprächsthema aller Kreise bildete. Als Drama zog es alle Welt ins Theater, seine Tugenden wurden in der Konversation zu Vergleichs- und die Mängel benannte eine ganze Menge von Dingen nach ihnen. Es ist ein Roman, welcher das spannende Interesse einer schauerhaftesten englischen Sensationsgeschichte mit all' der Farbenpracht französischer Leidenschaftspoeie vereint. Ein Roman, mit einem Wort, der nicht überlesen werden darf und auch in der deutschen Bearbeitung Sensation machen wird.

Ankündigungen.



Berlin.
Central-Hotel
Friedrichstraße nahe den Linden.
400 Schlafzimmer und Salons.
2 Personenaufzüge. Zimmer mit Service und Licht von M. 2. 50. an.
Prachtvoller Wintergarten mit täglichen Konzerten. Table d'hôte 3 und 4 Mark. — Post, Telegraph und Eisenbahnbillets im Hotel.

Privatleute kaufen ihren Bedarf an leinenen Taschentüchern, Feinwand, Handtüchern, Tischzeug und Schürzen etc. am besten und billigsten aus der bekannten Feinweberei von **Wilhelm Bertram, Lauban**, oder dessen autorisierten Vertretungen. — Mein Geschäft ist ausdrücklich zum Verkauf an Privatspersonen gerichtet, so daß auch die kleinsten Aufträge auf das Sorgfältigste effectuirt werden. Muster und Preislisten liegen gratis und franco zu Diensten.

Männer von Hochhimmeln — geküßt auf Experimente — mit uns überein, daß eine abgeschlossene Luststunde das allein richtige Vervielfältigungsmittel ist. Unsere

neugeknoteten Lustunterkleider

sind daher in Zeugnissen ärztlicher Autoritäten als die gesunden, angenehmen, dauerhaften, reinlichen und billigen Unterkleider bezeichnet worden. Prospekt und Zeugnisse gratis.

Karl Mez & Söhne, Freiburg in Baden.

Bode & Trone, Hannover,
Fabrik feuer- und diebessicherer Geldschränke.
empfehlen:
Diebstahlsichere Kassetten
elegant gearbeitet, blank und polirt, mit Schlüssel.
Nr. 1 2 3 4 5 6 7
Länge cm. 14 16 20 24 30 35 40
Breite cm. 12 15 18 20 25 30
Höhe cm. 6 8 10 11 12 14
Preis M. 9,50 10,50 13,50 19,50 24 32 40
Inkl. Vers. in einer Kiste.
Fein lackirt und zum Festhängen auf einem Tisch oder in einem Schrank eingerichtet.
Nr. 1 2 3 4 5 6 7
Preis M. 11,00 12,00 15,00 21,00 27,00 35,00 44
10% Preisreduktion gratis u. franco.

In allen Buchhandlungen zu haben:
72 deutsche und französische Kartenspiele,
alt: Scat, P. Gombre, Whist, Solon, Pilet, Sechsendeichsig, Solo, Schafkopf, Imperial, Kasino, Kabouge, Commerce u. s. w. nach den besten Regeln spielen zu können. — Reicht 50 Kartenspielen von Josef. — Preis 1 Mark 50 Pf. — 6
Größte Buchhandlung in Osnabrück.

C.W. Möller, Holl., Berlin, Alexanderstr. 40.
verl. das gr. Pracht-Museum mit 100 Abbildungen über alle Kunstgegenstände, sowie Schilder u. Eisenbeinwaren gratis u. franco nach allen Himmelsgegenden der Welt! 172

Tapeten, neue Muster, ungleichartig billig; Musterarten verlesen auf Wunsch franco u. umsonst. Aber nicht an Tapezierer, sondern nur an Privatleute, da es uns absolut nicht möglich, auf diese ungleichartig billigen Preise noch Rabatt bewilligen zu können. Tapezierer aber gewohnt sind, hohe Preise zu zahlen.
Bonner Farnenfabrik Bonn.

Der Haarschwund
ärztlicher Rathgeber bei allen Krankheiten der Haare, sowie der Kopfhaut, logische Beobachtungen und pathologische Haarwucherungen am monochlo-nischen des gesunden u. kranken Haars, Text, deutsche u. französische Ausgabe, ist gegen Rotomarko gratis-franco zu beziehen vom Verleger:
Edm. Bühlig, Leipzig.

Herren-Hemden
aus bestem Hemdentuch (Dowlas), 95 Cm. lang, 110 Cm. breit, 60 Pf., Hemden aus bestem Hemdentuch, 105 Cm. lang, 110 Cm. breit, 75 Pf., weiße Damen-Unterwäsche mit breiter Steife, 1 Mtr. lang, 1 Mtr. 60 Pf., weiße Damenhemden, guter Stoff, 90 Cm. lang, mit Velas, 1 Mark, vorzüglich sauber gearbeitet, verdient gegen Nachahmung die Widderwehr von
Max Levt, Dresden.

Julius Gertig,
Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Samburg.
Trotz: „Und wiederum hat Gertig Glück“ — Prospekt gratis und franco.

Neu! Nützlich! Unterhaltend!
Bei R. H. Dietrich, Dresden, erscheinen u. ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Universalkalender
des 19ten Jahrhunderts n. Chr. G.
Auf feinsten Karton gedruckt. Preis 30 Pf.
Dietrich's Volkskalender
(humorist.) mit Oeldruckbild. Preis 50 Pf.
Franko gegen Einsendung in Briefmarken.

Dr. Jägerle's
Petroleumlampe.
N. A. Patent.
Diese Lampe hat sich so ausgezeichnet bewährt, daß sie von Seite der bayer. Bahndirektion zufolge Generaldirektions-Ertheilung vom 1. Jan. 1880 bei den bgl. Bayer. Staats-eisenbahnen eingeführt wurde.
Muster. Preis, gr. u. fe. Probel. gegen Eins. v. 10 Pf. von 11 (10") oder 14 (14") M. Generaldepot: **J. Wöber,** München, Theresienstr. 7.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Ersmann-König's
Waarenkunde, 10. Aufl.,
neu bearbeitet u. vermehrt von
Prof. Dr. Ch. R. König in Leipzig.
540 Seiten, gr. 8°, 1880. Preis 6 Mark.
Das Werk gibt erschöpfend, unbedingt zuverlässige Belehrung über etwa 5000 im hzgl. Verkehr vorkomm. Waaren und ist nicht nur Kaufleuten als eines der nützlichsten Bücher ihres Faches, sondern auch jedem Gebildeten als ein werthvolles Nachschlagebuch zu empfehlen.
Verlag von Joh. Andr. Barth in Leipzig.



Einladung zum Abonnement auf die

Modenwelt.

Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

Begründet 1. Oktober 1865. — Alle 14 Tage eine Nummer. —

Preis vierteljährlich M. 1.25. oder 75 Kr. Oe. W.

Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend

gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibungen, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche. Ferner finden die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange die eingehendste Behandlung: Bunt- und Weißstickerei jeder Art, Leinenstickerei in Kreuzstich und verschiedenen doppelseitigen Stichen; Näh- und Spitzenarbeit; Spitzenstich in Mull, Batist, Tüll u. c.; irische Spitzenarbeit, Durchzug in Tüll, Durchbruch in Leinwand u. c.; die verschiedensten Tapissereien, Strick-, Häkel-, Frivolitäten-, Filet-, Guipure-, Knöpf- und Rahmen-Arbeiten; geklöppelte Spitzen; Blumen aus Papier, Wolle, Federn u. c.; Mosaik in Seidenzeug, Tuch u. c. und Phantasie-Arbeiten jeder Art.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe, 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Soutache u. c., sowie zahlreichen Namens-Chiffren, Monogrammen und ganzen Alphabeten in Kreuzstich- und Weißstickerei.

Die Auflage (in deutscher Sprache) beträgt gegenwärtig 290,000. — Uebersetzungen in französischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, englischer, holländischer, dänischer, schwedischer, russischer, polnischer, ungarischer und böhmischer Sprache erscheinen in weiteren 302,000 Exemplaren zu Paris, Brüssel, Mailand, Madrid, Rio de Janeiro, London, Philadelphia und New-York, im Haag, zu Kopenhagen, Malmö und Stockholm, St. Petersburg, Warschau, Budapest, Jungbunzlau und Prag.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die Expedition der Modenwelt zu Berlin.



Zur „Weinbereitung“ aus frischen und getrockneten Weintrauben, Rosinen, anderen Früchten u. gefundenen Stoffen — sowie Veredlung geringer Weine — nach 20jähr. fortwährend verbesserter Selbstpraxis, erth. Anleitung, Spezialrezepte, Rathschläge u. c., befolgt für Weinm., „Getränke“, äther. Oele, Essenzen, Säfte, Spiritus und Arom.-Präparate, Nahrungs- und Genussmittel — mit strenger Rücksicht auf die Gesundheit.
Allgem. „Erwerbs-Katalog“ gratis.
Wilk. Schiller & Co., Berlin O.
Populäres Polytechnikum. 26

Alle diejenigen, deren Verbindungen mit Adelsgeschlechtern dunkel sind oder Geschlechtsnamen suchen, werden ersucht, dem Ober-Lieut. v. Frost in Kolding, Dän., ihre Adresse aufgeben zu wollen. NB. Porto 20 g.

Fahnen,
geschickt, für Vereine jeder Art, liefert
J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Preisgekrönt auf allen Ausstellungen.

Photographie auf Porzellan,
eingebrennt und unzerstörbar, kann nach jedem Bildwerk oder Papier-Photographie in jeder Größe auf Porzellan übertragen werden, und erlaubt geachtete Auftraggeber, gewünschte Bild an sich einzufügen. (Elegante Ausführung bei billiger Preisstellung.) Art. Anstalt von
Louis Kaufmann, Apolda.
Gute Verrichtung erwünscht. 210

Für Männer
jeden Alters sehr wichtige Erfindung. — Arztlich begutachtet und empfohlen. Prospekt, sowie Prospekt verleiht gratis verschlossen gegen Einsendung von 50 g. in Briefmarken.
179 Generalagent **Sujatti** in Nürnberg.

Rheuma-Geschwulst, Nerven-tismus,
schmerzhaft, heilt: **Dr. Kerschke**,
Königl. Hoflieferant, 112. Rath
bezieht. Prospekt über d. sehr gütig. Erfolge gratis.

Erwerbs-Katalog (für Jedermann)
gratis. 202
Wilk. Schiller & Co., Berlin O.